UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK

universität wien

Don Spavento

Wiener Schriftsteller & Journalisten.

Typen und Silhouetten

Druck und Verlag von Spitzer & Holzwarth jun.
Wien
1874

eod | books2ebooks.eu

digitalisiert an der Universitätsbibliothek Wien

digitised at Vienna University Library

books2ebooks – Millions of books just a mouse click away!

European libraries are hosting millions of books from the 15th to the 20th century. All these books have now become available as eBooks – just a mouse click away. Search the online catalogue of a library from the eBooks on Demand (EOD) network and order the book as an eBook from all over the world – 24 hours a day, 7 days a week. The book will be digitised and made accessible to you as an eBook. Pay online with a credit card of your choice and build up your personal digital library!

What is an EOD eBook?

An EOD eBook is a digitised book delivered in the form of a PDF file. In the advanced version, the file contains the image of the scanned original book as well as the automatically recognised full text. Of course marks, notations and other notes in the margins present in the original volume will also appear in this file.

How to order an EOD eBook?

eod digital on request

Whereever you see this button, you can order eBooks directly from the online catalogue of a library. Just search the catalogue and select the book you need. A user friendly interface will guide you through the ordering process. You will receive a confirmation e-mail and you will be able to track your order at your personal tracing site.

How to buy an EOD eBook?

Once the book has been digitised and is ready for downloading you will have several payment options. The most convenient option is to use your credit card and pay via a secure transaction mode. After your payment has been received, you will be able to download the eBook.

Standard EOD eBook – How to use

You receive one single file in the form of a PDF file. You can browse, print and build up your own collection in a convenient manner.

Print

Print out the whole book or only some pages.

Browse

Use the PDF reader and enjoy browsing and zooming with your standard day-to-day-software. There is no need to install other software.

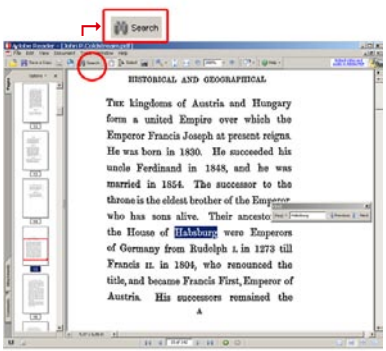
Build up your own collection

The whole book is comprised in one file. Take the book with you on your portable device and build up your personal digital library.

Advanced EOD eBook - How to use

Search & Find

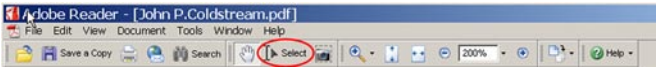
Print out the whole book or only some pages.



With the in-built search feature of your PDF reader, you can browse the book for individual words or part of a word.

Use the binocular symbol in the toolbar or the keyboard shortcut (Ctrl+F) to search for a certain word. “Habsburg” is being searched for in this example. The finding is highlighted.

Copy & Paste Text



Click on the "Select Tool" in the toolbar and select all the text you want to copy within the PDF file. Then open your word processor and paste the copied text there e.g. in Microsoft Word, click on the Edit menu or use the keyboard shortcut (Ctrl+V) in order to Paste the text into your document.

Copy & Paste Images

If you want to copy and paste an image, use the "Snapshot Tool" from the toolbar menu and paste the picture into the designated programme (e.g. word processor or an image processing programme).

Terms and Conditions

With the usage of the EOD service, you accept the Terms and Conditions. EOD provides access to digitized documents strictly for personal, non-commercial purposes.
Terms and Conditions in English: http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/en/agb.html
Terms and Conditions in German: http://books2ebooks.eu/odm/html/ubw/de/agb.html

More eBooks

More eBooks are available at http://books2ebooks.eu

Universitätsbibliothek Wien
I
123.282

948

WIENER SCHRIFTSTELLER & JOURNALISTEN

Typen & Silhouetten

von

DON SPAVENTO

WIEN 1874

Brüder Winter, Wien, Praterstrasse 9.
Druck von Spitzer & Holzwarth jun.
Schottenring 28.

Steyrermühl Wien

Wiener Schriftsteller & Journalisten.

Wiener

Schriftsteller & Journalisten

Typen und Silhouetten

von

Don Spavento.

Martin Cohn

Wien.

Druck und Verlag von Spitzer & Holzwarth jun., Schottenring 28.

1874.

I
123282

Herr Eduard Mautner.

Wir wollen den Witz im Voraus machen, den man nicht verfehlen wird, in die Welt zu ſenden, wenn man ſieht, daß wir mit dieſem Herrn beginnen: man wird ſagen, daß es uns hauptſächlich um das Volumen bei der Beurtheilung der Befähigung zu thun iſt! Alſo gut, der Witz iſt gemacht — requiescat in pace!

Eduard Mautner iſt ein Mann von eminenter ſchriftſtelleriſcher Befähigung und ſeine Werke gereichen der Epoche, in welcher wir leben und Oeſterreich nicht zur Unehre. Daß er ein Epikuräer iſt und deshalb Anakreon dem Salluſt vorzieht, iſt Geſchmacksſache und die es ihm vorwerfen, haben am wenigſten Grund, ſich darüber zu beklagen; denn wenn es zufälligerweiſe umgekehrt wäre, hätte er die Pygmäen, das literariſche Ungeziefer, welches an ihm nagt, ſchon längſt abgeſchüttelt. — Doch er lächelt mit ſeinem breiten, ſinnlichen Lächeln, läßt die Fröſche quaken und ſchreibt mit einer Seelenruhe, um die ihn der Philoſoph der Inſel Cos beneidet hätte, aufregungslos fort. Und jeder Satz zeugt von Talent, ja man wäre manchmal ſogar verſucht, zu ſagen: von Genie.

Er iſt eine eigenthümliche Erſcheinung dieſer Mann,

der ſich um keinen der unzähligen Angriffe mehr kümmert, denen er ſeiner Corpulenz halber ausgeſetzt iſt und der ſich ruhig und gelaſſen von ſeinen Gegnern ſchneller einen Namen machen läßt, als dies der Fall ſein würde, wenn man ſein Thun und Schaffen allein für ihn ſprechen ließe.

Nur Dummköpfe können ſein ſchriftſtelleriſches, ja ſein dichteriſches Talent in Zweifel ſtellen und doch wäre dies nie ſo zur Geltung gekommen, wenn beſagte Antagoniſten — oder wie er ſagt: das Ungeziefer, ihn nicht zur Geltung gebracht hätten. Wir hörten einſtmals, wie er mit wahrhaft claſſiſcher Ruhe bei Munſch, einem Wiener Reſtaurant, ſagte: Meine Corpulenz erſpart mir alles Geld, das Andere für Reclamen ausgeben, ich habe nie Herrn X** dafür bezahlt, daß er mir mehr genützt hat, wie zehn Inſeratenagenten; und dann ſich an Max Waldſtein wendend, fügte er hinzu: Sie ſind mager, vielleicht nimmt ſich der Mann auch Ihrer an, er thut es umſonſt, es iſt ein uneigennütziger Character!

Eduard Mautner iſt von den ſogenannten Witzbolden hinaufgeſchwindelt worden und iſt durch dieſelben einer der bekannteſten Schriftſteller Oeſterreichs geworden. Es wäre traurig, daß ſo etwas geſchehen wäre, wenn, wir wiederholen es, der Mann nicht dreifach den Ruhm verdiente, welchen ihm Jene bereiteten. Er iſt ganz einfach ein bedeutender Schriftſteller, einer der formgewandteſten Ueberſetzer Deutſchlands und hat während der Ausſtellung bewieſen, daß er einer der geiſtreichſten Feuilletoniſten Wien's iſt. Daß er ſo und ſo viel Centner wiegt, iſt ihm wohl ſelbſt eine Laſt und es wäre gemein, ihm ein phyſiſches Leiden immerwährend vorzuwerfen, wenn dieſer Vor-

wurf nicht dazu gedient hätte, aus ihm eine der populärſten Geſtalten der öſterreichiſchen Schriftſtellerwelt zu machen.

Herr Eduard Mautner wäre ein Monſtrum von Undankbarkeit, wenn er ſich nicht nach dem Geburtstag derer erkundigte, die ihn ſo geiſtlos bekritteln, und ihnen irgend ein Angebinde ſendete. Sie haben es um ihn reichlich verdient!

Herr J. J. Kraßnigg.

Eine Capacität allererſten Ranges auf einem Gebiete, welches heute weder in Oeſterreich, noch in Deutſchland vertreten iſt. Weder Humoriſt, noch Satyriker führt er dennoch die ſchärfſte Feder Wien's und wenn der cyniſche Philoſoph von Corinth heute eine Schule gründete, ſo würde ſicherlich das „J. J. K." oder das „gg" ihren Platz in dem Monogramme der Firma finden. Kraßnigg muß zu den Journaliſten gezählt werden, obgleich ein Theil ſeiner Fähigkeiten ihn entſchieden unter die Schriftſteller rangirt; doch da das Polemiſiren ihm wie ein Krankheitsſtoff in's Blut gedrungen iſt, ſo hat er ſeine ganze Feder — einem Feldzeichen gleich — vor dem Journaliſtenlager aufgepflanzt und kämpft wie ein Franctireur, bald hier, bald dort.

Auf eine richtige Bahn gebracht, wäre er zweifelsohne der gefürchtetſte Polemiſt Oeſterreichs und ſeine Gegner würden mit ihm pactiren müſſen, wenn ſie nicht mitleidslos zermalmt werden wollten, ſo aber verſchießt er zu viel Pulver unnütz und ſelbſt ſeine gelungenſten Angriffe werden kaum mehr beachtet. Man verfährt ungerecht gegen ihn, indem man ihn ſo mißachtet, denn ſein Cynismus hat faſt einen Anſtrich von Epik und trotzdem er ganz und gar dem Journalismus angehört, trägt Alles, was er ſchafft, doch einen unverkennbaren literariſchen Stempel und können wenige ſeiner Collegen in Wien ſich eines Gleichen rühmen. In Deutſchland würde dieſer Mann, wenn ihm dort die Verhältniſſe ſo wie hier bekannt wären, geradezu Senſation erregen und hätte bereits eine bedeutende Car-

rière gemacht. Hier wird er wahrſcheinlich untergehen, wenn er ſich nicht entſchließt, einen herzhaften Strich unter den ganzen Journalismus zu ziehen und muthig zu den Schriftſtellern überzugehen. Der Zeit- und Sittenroman iſt — dünkt uns — das Feld, auf dem er mit Ausdauer ſich bald einen ganz anderen Namen in der deutſchen Literatur erworben haben würde, als er mit allem Talente und Fleiß es bisher in den Winkelblättern Wiens vermocht hat.

Mit aller Objectivität — man wird es bezeugen — haben wir den Vertreter eines Genre's behandelt, das uns perſönlich Abſcheu einflößt. Aber welch' ein Titane iſt Kraßnigg all' ſeinem Anhange gegenüber, jenen „guten Jungen", die gern Scandaloſa ſchreiben möchten, denen es in den Fingern juckt, auch unanſtändig zu ſein und die weiter nichts können, als trivial-gemein werden. Gemein iſt J. Kraßnigg auch, aber nach Art des Diogenes, und ſein ganzes Schaffen hat eine cyniſche Größe, der man den Zoll der Anerkennung nicht verſagen kann. Wenn er auf dem eingeſchlagenen Wege fortfährt, ſo wird, wenn die Feder einſt ſeiner erſchlafften Hand entfällt, nichts von ihm übrigbleiben; er iſt bereits ſo weit, daß er Niemandem als ſich ſelbſt mehr ſchaden kann. Eine herzhafte Umkehr auf das rein literariſche Gebiet und ihm iſt nicht allein geholfen, ſondern die deutſche Literatur kann ſeiner Feder Bereicherungen verdanken, deren die Aermſte in hohem Grade bedarf.

Das Schlimmſte, was man ihm einſt nachſagen wird iſt, daß er in Wien eine Schule gegründet hat, aus der die Herren X..., Y..., Z... hervorgegangen ſind.

Herr Joſef Weilen, Profeſſor.

Man könnte ihm ruhig ſeinen Titel ſtehlen; der Mann bliebe doch Profeſſor. Er iſt ſo geboren, wahrſcheinlich kann er nichts dafür, und ſein ganzes innerliches und äußeres Weſen iſt wohl nur die Conſequenz der Gedankenrichtung ſeiner Frau Mama, als ſie den künftigen Dichter unter dem Herzen trug.

Unglücklicherweiſe hat dieſer Mann ſehr viel gelernt und noch mehr geleſen und hat eine gewiſſe Formenfertigkeit ſich angeeignet, um die ihn ſo mancher Tiſchler und Drechsler beneiden würde. So weiß er z. B. ganz gut, daß ein Hexameter ſechs Füße hat und daß die Cäſur beim Alexandriner nach der ſechſten Silbe eintreten muß. Keine menſchliche Macht wird fähig ſein, ihn von der Idee abzubringen, daß in einem Drama von fünf Acten die Abwicklung beim vierten beginnen müſſe und als er dieſe und andere Wahrheiten desſelben Calibers erſt inne hatte, fühlte er ſich berufen, Dichter zu werden und Jung-Oeſterreich Deutſchland gegenüber zu vertreten.

Seine größtentheils dramatiſchen Dichtungen ſind bienal, d. h. daß er nur jedes zweite Jahr mit ihnen die Welt erfreut. Das Burgtheater führt ſie dann mindeſtens dreimal im Winter auf, ehe es dieſelben ad acta legt und nach Jahren tauchen ſie dann einmal an irgend einem deutſchen Hoftheater in einer Serie von manchmal ſogar zwei Vorſtellungen auf.

Herr Joſef Weilen, Profeſſor, iſt ein ſehr fleißiger und gewiſſenhafter Mann und hat — im bildlichen Sinne des

Wortes — enorm viel Sitzfleiſch. Er arbeitet und überarbeitet ſeine Geiſtesproducte dermaßen, daß er getroſt hundert Ducaten für jeden falſchen Vers, den man darin findet, bieten könnte, — freilich doppelt ſo viel auch für jeden Gedanken, für jede Idee. Wie jedem Bibliothekar iſt ihm die Neuzeit fremd und deßhalb mißachtet er all' ihre Tendenzen und Strömungen. Er iſt recht langweilig, der gute Herr Profeſſor, und Eingeweihte behaupten, daß, wenn er Abends an ſich ſelbſt denkt, er ſofort einſchläft. Ob einige von ſeinen Dichtungen ihn überleben werden, wiſſen wir nicht, aber werth wären ſie es alle, um einſt Zeugniß davon abzulegen, daß die Dichterſchule Oeſterreichs in der fieberhaften zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts einen Mann hervorgebracht hat, der als Vertreter derſelben gilt und von dem man denken könnte, daß er eigentlich ein Jahrhundert früher gelebt hätte und vom Senſenmann an einem deutſchen Duodezhofe vergeſſen worden ſei.

Herr Joſef Weilen iſt eine der geachtetſten Perſönlichkeiten des Wiener Schriftſtellerſtandes und wenn der Leſer je in Erfahrung bringen ſollte, daß er eine unüberlegte Handlung begangen, ja ſogar ein unüberlegtes Wort geſprochen habe, ſo kann er getroſt — auf unſere Verantwortung hin — dieſes Gerücht als eine Verleumdung bezeichnen. Wie gewiſſe Geizhälſe die Kreuzer, ſo dreht der Herr Profeſſor jedes Wort dreimal im Munde herum, ehe er es ausſpricht.

Er iſt ſehr gefällig und haßt nur eins: das Genie.

Herr Carl Haffner.

Pietätlos wie unſere ganze Epoche waren auch wir. Der Neſtor der Wiener Schriftſtellerwelt wäre von unſerer leichtſinnigen Feder vergeſſen worden, wenn nicht ein ſchmerzliches Ereigniß ihn unſerem Gedächtniſſe zurückgerufen hätte. „Man ſammelt für Roderich Benedix" hieß es — und plötzlich kam die Kunde; „Roderich Benedix iſt todt" . . . und *da* erſt dachten wir an *Carl Haffner*!

Was ſollen wir von ihm ſagen, das man nicht weiß? wie den Mann characteriſiren, der obgleich Norddeutſcher, wohl das beſte öſterreichiſche Volksſtück geſchrieben hat? — wie von ihm ſprechen, der in feierlichen Concurrenzen (ganz andere Concurrenzen als die, in welchen man „*Schach dem König*", ein lendenlahmes Luſtſpiel und „*Das Stiftungsfeſt*", eine Poſſe ohne Couplets, prämiirte) für ſein „*Marmorherz*" die *erſte* Auszeichnung erhielt?

Wir wagen es kaum, von dem Greiſe zu ſprechen, der, wenn er dieſe Zeilen lieſt, von tiefer Wehmuth ergriffen werden wird; aber wir wollen unſere feſtſtehende Ueberzeugung nicht verhehlen, daß Carl Haffner einer der am meiſten *deutſch* denkenden Bühnendichter der vorigen Generation geweſen iſt, und daß ſeine „*Thereſe Krones*" noch lange als Denkmal der deutſchen Bühnenliteratur exiſtiren wird, wenn Lindau's „Maria und Magdalena" z. B., längſt im Meere der Vergeſſenheit verſunken iſt. Und dieſer Mann, der von hunderten ausgebeutet ward, den Schwindler und gaunerhafte Theater-

agenten um ſeinen wohlverdienten Lohn brachten, der durch mörderiſche Hand ſeines Honorars für den Buchverlag ſeiner Dramen beraubt ward — dieſer Mann vegetirt im hohen Greiſenalter, während die Pygmäen der heutigen Bühnengeneration mehr mit einem einzigen Stücke verdienen, als dieſem wahrhaften Dichter ſeine ſämmtlichen Dramen eingebracht haben.

Doch laſſen wir das — wir wiederholen es, unſere Zeit iſt ohne Pietät und es iſt dem alten Manne, der noch heute jeder erſten Vorſtellung mit wahrhaft kindlicher Andacht folgt und ſich über jeden Erfolg freut, als wenn es ſein eigener wäre — es iſt ihm ganz recht, daß er heute nicht mit Glücksgütern geſegnet iſt. Er hätte ein ſogenannter volkswirthſchaftlicher Schriftſteller werden, hätte Betheiligungen der Wiener Schwindelbanken annehmen und wenn ſie dann vom Staatsanwalt erreicht, derb auf ſie ſchimpfen ſollen; dann hätte er in zwei Jahren die Scharten ſeines ganzen Lebens auswetzen können! Immer hübſch Eurer Zeit angehören, Ihr Dichter, und wenn Ihr ein Volksſtück ſchreibt, wählt Euch nicht eine Unglückliche, wie die Thereſe Krones, nehmt irgend einen verſtorbenen Bankier zum Helden — oder noch beſſer... einen lebenden!

Es würde ſich wirklich lohnen, nach ein Paar hundert Jahren wieder zur Welt zu kommen, um zu erfahren, wie unſere Urenkel eine Generation richten werden, in welcher Lindau der Bühnenheld des Tages iſt und Haffner's echte Volksdramen vom Repertoire verſchwunden ſind. —

Ja, es würde ſich lohnen, das ſpäter zu erfahren, aber lohnt es ſich, in dieſer Zeit zu leben, dichteriſch zu ſtreben und zu wirken?

Herr Ernſt Heinrich Kilian.

Ein Journaliſt allererſten Ranges, wie wir einen ſolchen in Oeſterreich und in Deutſchland nur ſelten gefunden haben, ein Journaliſt, welcher das Wappen des Journalismus unverlöſchbar mit ſich herumträgt: die Characterloſigkeit. Man glaube ja nicht, daß wir dieſem Herrn einen Vorwurf mit dem derben Worte, welches wir gebraucht, machen wollen; im Gegentheile! es iſt ein Compliment, welches wir ihm zugedacht hatten.

Das iſt der Kainsfluch, welcher auf dem ganzen Journalismus ruht und ihn verurtheilt, nur auf Sand zu bauen und ſelbſt das Gute, das er ſchafft, nicht genießen zu können. Die Characterloſigkeit iſt die conditio sine qua non des Berufes; einen characterfeſten Mann kann man nicht brauchen, der — einem Fels im Meere gleich — den Wogen der Zeitſtrömung trotzt und unveränderlich treu dem verirrten Volksgeiſte den einzigen Weg weiſt, der in den Hafen der Freiheit führt! Einen ſolchen Mann, der nur Wahrheit denkt, nur Wahrheit ſchreibt, nur für die Wahrheit ficht und auch für ſie unterzugehen weiß, kann man heute in keiner Wiener Redaction verwenden und am wenigſten in der „Neuen freien Preſſe". — Und ein ſolcher Mann iſt auch Herr Kilian nicht.

Er führt eine glänzende Feder, iſt wie ein Converſations-Lexicon auf allen Feldern der Oeffentlichkeit bewandert und beſitzt die Kunſt, ſo warm zu ſchreiben, als wenn er von dem überzeugt wäre, was er ſchreibt. Seine ganze Kunſt beſteht jedoch darin, keine Ueberzeu-

gung zu haben. Und das iſt ſchwerer, als man es ſich vorſtellt. So unmittelbar dem Leſer eine Sache beibringen, daß dieſelbe wie ein electriſcher Funke von der Feder des Journaliſten in das Hirn des Abonnenten dringt, ſo geſinnungsfeſt eine Theſe vorzutragen, daß man glauben ſollte, der Schreiber wäre augenblicklich bereit, für ſeine Ueberzeugung wie Huß den Scheiterhaufen zu beſteigen und dann, wenn „das Geſchäft vollendet," hingehen, ein Glas Bier trinken und ſich über den naiven Leſer moquiren, der das Alles glaubt, „darauf 'reinfällt", bei Gott! das iſt eine Kunſt, welche nicht zu den leichten gehört und bei den Redactionen wohl die Geſuchteſte iſt. Der verſtorbene Dr. Friedländer ſtellte einſt einem jungen Journaliſten gegenüber die Theſe auf: „Daß man Ihnen glaubt, was Sie ſchreiben, iſt die Hauptſache, ob Sie es ſelbſt glauben, iſt vollſtändig gleichgiltig."

Das iſt das Evangelium des Herrn Kilian, dieſes — wir wiederholen es — bedeutenden Journaliſten. Brillanter Styliſt, geiſtreich, vielbeleſen und ſehr fleißig, iſt er fähig, nicht allein über jeden Gegenſtand augenblicklich zu ſchreiben, gut, bemerkenswerth zu ſchreiben, ſondern es würde ihm nicht die geringſte Ueberwindung koſten, dasſelbe Sujet, wenn es anonym veröffentlicht würde, ebenſo gut für das „Vaterland", wie für die „Neue freie Preſſe" zu behandeln.

Die Leute dieſes Schlages — und beſonders Herr Kilian — haben ein bewundernswerthes Talent; aber, ſo bewährte Kämpen im Federkriege ſie auch immerhin ſein mögen, ſo wünſchen die wahren Vertheidiger des

freiheitlichen Gedankens doch ſehnlichſt, Herrn Kilian und Genoſſen im feindlichen Lager zu ſehen. Die Freiheit iſt auch eine Art von Religion und an jeden Prieſter hat man das Recht, Anforderungen zu ſtellen, die Herr Kilian zu erfüllen nicht im Stande iſt.

Herr Kilian iſt die Verkörperung eines Standes, der, ſo wie er jetzt in Oeſterreich iſt, viel Unheil über ein Land bringt, er iſt das Reſultat eines Journalſyſtems, welches der verſtorbene Dr. Friedländer geſchaffen hat. Es iſt nicht zu läugnen, daß man ihm auch Vieles zu danken hat, aber daß der freiheitliche Gedanke, welcher der feſten Baſis der Moral nie entbehren kann, trotz der materiellen Vortheile, die er errungen, in ſeiner Reinheit corrumpirt worden iſt, wird wol Niemand leugnen können. Wie geſagt, Herr Kilian hat viel Talent und da er an einem körperlichen Gebrechen leidet, iſt das ein Glück für ihn; für Oeſterreich, deſſen Bürger er nicht iſt, iſt es ein Unglück! — Dieſe Skizze wäre nicht dem Programme treu, welches wir uns geſtellt, wenn wir zu erwähnen vergäßen, daß Herr Kilian vielen perſönlichen Muth beſitzt und daß er denſelben oftmals in Peſt den gegen ihn empörten Ungarn gegenüber bewieſen hat. Es iſt dies eine zu ſeltene Eigenſchaft unter unſeren Journaliſten, als daß ſie nicht hervorgehoben werden ſollte!

Herr Hofrath Dr. S. H. von Moſenthal

wird in Deutſchland zu den berühmteſten und zum Ruhme am meiſten berechtigten Dichtern Oeſterreichs gezählt. In Oeſterreich ſelbſt iſt er nächſt Eduard Mautner das Wild, das am meiſten von den bewußten Witzbolden gejagt wird. Im Café Troidl, der bekannten Journaliſtenherberge in der Wollzeile, muß man ſeinen Aufnahms-Zinsgroſchen in die Gilde mit einem Witz auf Mautner, Moſenthal und Weilen bezahlen.

Moſenthal, der in ſeinem Vaterlande wenig geachtet wird, iſt — wie es uns in unſerem beſcheidenen Urtheil dünkt — der bedeutendſte dramatiſche Dichter der Gegenwart in Oeſterreich und als wir auf einer Reiſe in's Reich einigen Freunden erzählten, daß in Wien der Verfaſſer der „Deborah" die Beute eines jeden grünen Jungen ſei, der friſch aus irgend einem Kronlande ausgeſchifft, ſeine Kenntniſſe der deutſchen Sprache dadurch zu bezeugen ſucht, daß er einen zweideutigen Witz über Moſenthal reißt, da ſahen wir jenes herbe, verachtungsvolle Lächeln auf ihren Lippen und das Stichwort: „verkommene Nation" zitterte auf ihrer Zunge. Einer — es iſt ein allbekannter Militär — fragte, ob jene beſagten grünen Jungen denn noch nie Stockprügel oder doch wenigſtens Ohrfeigen erhalten hätten. Wir waren leider gezwungen, zu verneinen.

Was Moſenthal eigentlich gethan hat, um ſich den Haß dieſes Volkes zuzuziehen, iſt uns unbewußt. Analytiker, wie wir es ſind, war uns viel daran gelegen, es zu erfahren und können wir die Verſicherung geben,

daß wir keine Mühe geſcheut haben, der Sache auf den Grund zu kommen. Es war Alles vergebens! Sein einziges Verbrechen beſteht darin, außerordentliche Erfolge errungen und ſich nicht geſcheut zu haben, die Ehrenbezeugungen des Hofes dafür anzunehmen!

Freilich ein himmelſchreiendes Verbrechen für unſere demokratiſchen Journaliſten, welche nur Bankbetheiligungen annehmen, aber nie einen Orden . . . beſonders, wenn er ihnen nicht angeboten wird.

Wiſſen möchten wir nur Eins! Wer wird ſich noch jener Horniſſen entſinnen, wenn man den Sonnenwendhof Deborah, Pietra, den Schulz von Altenbüren, Iſabella Orſini, ja ſelbſt Madeleine Morel immer noch zu den ausgezeichneten Geiſteswerken des neunzehnten Jahrhunderts zählen wird?

Ein franzöſiſcher Schriftſteller — Gauthier, wenn wir nicht irren — ſchrieb einſt: „Mann kann es dem Wallach nicht verdenken, wenn er nicht gut auf den Hengſt zu ſprechen iſt!“

Wie ausgezeichnet paßt dieſer Ausſpruch auf die Wiener Kritik: man muß ihr nicht übelwollen, daß ſie ſo bös auf die Producenten der Wiener Schriftſtellerwelt iſt, denn die Production Jener gibt ihrer eigenen Impotenz ein deſto hervorſpringenderes Relief.

Herr Hofrath Moſenthal iſt ein äußerſt kalter, zurückhaltender Mann, der ſich in der Geſellſchaft, die ſich ſeines Gleichen dünkt, nicht wohlgefällt! — Wer möchte es ihm verdenken! Er ignorirt vollſtändig ſeine Pſeudogegner und wenn man das geleiſtet hat, was er geſchaffen, ſo hat man ein gewiſſes Recht dazu. Seinen hohen Gönnern

gegenüber gereichen ihm die Angriffe Jener zu neuen Ehrentiteln.

Auch wir hätten viel — *sehr* viel gegen die neuere Richtung seiner Dichtungen zu sagen, aber das ist das Uebel: so lange Herr Dr. Mosenthal die Zielscheibe der Spötteleien der Herren X . . ., Y . . ., Z . . . ist, muß die aufrichtige, die anständige Kritik schweigen. Es kann von Niemandem verlangt werden, daß er sich nicht dagegen sträubt, in dieselbe Categorie wie Jene von einem leichtfertigen Lesepublicum gezählt zu werden. Der Herr Hofrath ist ein glücklicher Mann und wir sind die Ersten, ihm all' seine Orden und Titel vom Herzen zu gönnen und verlangen von ihm nichts weiter, als *reines, ideales, dichterisches Streben*! Der Erfolg kommt erst in zweiter Reihe.

Der Mann, dessen Feder „Pietra" geschrieben, wird die Berechtigung dieser Forderung einsehen.

Herr Daniel Spitzer.

Man überſetze, wenn das denkbar iſt, 1789 in 1830, man denke ſich Herrn J. J. Kraßnigg, der Renten hat, Diogenes, der Hausherr iſt, Epikur, der unter die Quietiſten gegangen iſt und man findet als Reſultat: Herrn Daniel Spitzer, den bürgerlichen Cyniker. Eine ſeltſame Erſcheinung in der Literatur iſt jener Mann, der es wahrlich nicht verdient, daß der ſchon altersſchwache Alfred Meißner ihn den modernen Heine ſchimpfte. Jeden Samſtag, gleich nach dem erſten Frühſtück, ſetzt er ſich hin und iſt circa 90—100 Zeilen geiſtreich! Iſt das letzte Wort geſchrieben, ſo wird das Packet in die Druckerei befördert und bis zum nächſten Freitag iſt Herr Daniel Spitzer der Mann, welcher ſich um alles Andere mehr bekümmert, als um die deutſche Literatur, dem die Schwankungen der Baubanken viel mehr Intereſſe einflößen als ein neues Drama und für den die Bilanzen der Nationalbank die ganze Literaturgeſchichte erſetzen.

Am Samſtag nach dem Frühſtück freilich, da muß man ſeinen Geiſt anerkennen; er iſt ruhig, breit und deutlich, aber ſehr bemerkenswerth! man weiß, der Mann verrichtet alle Samstag nach dem Frühſtück ſein Sonntags-Feuilleton und da es ihm außerordentlich gut bezahlt wird und er ein ſehr gewiſſenhafter Mann iſt, abſolvirt er ſein Penſum mit großem Anſtande.

Nun exiſtirt aber unter den Wiener Leſern ein Autoritätsglaube, wie ihn der römiſche Papſt ſich nicht beſſer wünſchen könnte; ein Menſch, der Sonntags um 12 Uhr

noch nicht das Feuilleton des „Wiener Spaziergängers“ geleſen und darüber in Entzücken gerathen wäre, würde es nicht wagen, ſich in einer anſtändigen Geſellſchaft zu zeigen.

Dieſe Feuilletons ſind eine Steuer, man muß ſie zahlen und — geſtehen wir es — man freut ſich oft, ſie gezahlt zu haben, denn Daniel Spitzer iſt eine Individualität. Dieſer Kraßnigg in's Spießbürgerliche übertragen, reizt den Humor durch ſeine ruhige, faſt ſchläfrige Art, die Funken des Geiſtes dem Hirne zu entlocken. Er zündet nie, aber man fühlt ſich unwillkürlich guter Laune, nachdem man ihn geleſen. Er iſt eine Specialität und als ſolche der Beachtung werth. — Für die Literatur hat dieſer als Schriftſteller verkleidete Börſianer gar keine Bedeutung, trotz der wirklichen Vortrefflichkeit einiger ſeiner Feuilletons. Da dieſelben neuerdings in Buchform unter dem Titel: „Wiener Spaziergänge“ erſchienen ſind, ſo kann ſich der Leſer mit Leichtigkeit überzeugen, ob unſer Urtheil über den in Wien ſo hochgefeierten und von der literariſchen Conſorterie in der Berliner „Gegenwart“ in die Höhe geſchraubten Feuilletoniſten ein ungerechtes iſt. Nicht allein, daß der Vergleich mit Heine geradezu lächerlich iſt, hält Herr D. Spitzer, als humoriſtiſcher Feuilletoniſt weder den Vergleich mit E. Koſſak, noch mit Glaßbrenner, ja ſelbſt nicht mit Paul Lindau aus.

Herr Sigmund Schleſinger.

Ein doppelter Selbſtmörder.

Ein Schriftſteller erſten Ranges, den der Journaliſt erdroſſelt hat und ein ausgezeichneter Journaliſt, der von dem Schriftſteller erwürgt ward. Und *dabei immer noch kein Leichnam!* Mit einem brillant ausgeſtatteten Denkvermögen, jedoch ſcharf begrenztem und engem Horizont, hat er es als Schriftſteller verſtanden, ſich ſtets innerhalb der Peripherie ſeines Könnens zu halten, hat jeglichen kühnen Flug vermieden und iſt deshab nie vom Schickſale Phaetons erreicht worden. Er hat in dieſem ſcharf abgezeichneten Kreis Außerordentliches geleiſtet und ſich in der Bühnenliteratur einen Namen erſten Ranges und was mehr iſt: er hat ihn ſich *mit Recht* erworben. Er iſt der Vater des deutſchen Theaterproverbes und hat, Gott ſei Dank, keine Nachahmer gefunden, denn dieſes Genre, dünkt uns, hat in der deutſchen Dramatik nur eine ſehr bedingte Berechtigung. Der Schriftſteller Schleſinger iſt ein Filigranarbeiter erſten Ranges in all' ſeinen Schöpfungen; die Feinheit des Metallgewebes iſt oft nur mit der Loupe erkennbar, aber daß ſie exiſtirt, bezeugen ſämmtliche Kenner. Einen kecken Strich, einen derben, ja groben, aber genialen Zug verſteht er nicht!

Wie dieſem Manne, der, wenn er Maler geworden, nur in Miniatur gearbeitet hätte, ein Theil der Leitung eines demokratiſchen Tagblattes anvertraut werden konnte, iſt uns unbegreiflich. Doch auch hier hat er eine heilſame Wirkung ausgeübt. Vielen Wiener Journaliſten gegenüber, die gewöhnlich mit dem Federſtiel ſchreiben, imponirt die feine, ſpitze und ſpitzfindige Arbeit Schleſingers der-

maßen, daß ſie ſich nolens volens zuſamen nehmen, um von ihm nicht gar zu ſehr abzuſtechen. Freilich kommen da oft gar drollige Sachen heraus, wenn ſchwielige Hände ſich vornehmen, Gold und Silber zu ſpinnen; aber demungeachtet iſt der Einfluß dieſes oft peinlichen Styliſten auf ein vielgeleſenes Volksblatt von außerordentlichem Werth.

Seine Feuilletons erregen viel Aufſehen, obgleich vier Fünftheile der Leſer des „Tagblatt" kein Wort davon verſtehen. Er hat wenig Witz, aber einen ausgezeichneten Humor, der für Witz gilt, jedoch himmelweit von jenem verſchieden iſt. Unter gewiſſen Bedingungen zeugt Witz von Geiſtesarmuth, während Humor ſtets auf eine Fülle von Gedanken ſchließen läßt. In dieſer Münze iſt Schleſinger ein Cröſus. Seine Kritiken ſind von talmudiſchem Geiſt durchweht und ſehr oft unklar. Er iſt einer der ehrlichſten, unparteiiſcheſten Kritiker Wiens, aber kann ſich oft allein nicht aus ſeinen „Wenn" und „Aber" herausfinden. Es iſt ihm unmöglich, unbedingt zu loben oder zu tadeln, wenn er die Feder in der Hand hat; aber er hat ſich in ſeinem leidigen Berufe die ſeltene und beneidenswerthe Gabe erhalten, ſich über das zu freuen, was gut iſt und ſich über das Schlechte zu ärgern.

Er wäre — ſo wie ſo, eine Erſcheinung in der Federwelt, auf die wir ſtolz zu ſein alles Recht hätten, wenn dieſer literariſche Zwieſpalt in ſeiner Exiſtenz nicht einen großen Theil ſeines Könnens brach legte. Dieſer künſtliche Hermaphroditismus iſt ſchuld daran, daß er nie das geleiſtet hat und leiſten wird, wozu er die überreiche Befähigung beſitzt und daß er nie in dem Maße anerkannt werden wird, wie er es verdient.

Herr Michael Etienne.

Dieſer Mann iſt unglücklicherweiſe durch zwei Todesfälle geiſtig ruinirt worden. Wie ein Schiff ohne Steuer ſchwankt er ſeit einigen Jahren auf dem Meere des Journalismus dahin. Der Tod Dr. Max Friedländer's und Ludwig Napoleon's ſind ſchuld an ſeinem Untergange. Aeltere Leute behaupten, daß er um 1850 herum kein unbedeutender Journaliſt geweſen ſei, doch die neuere Geſchichte hat dieſe Legende durch den Mund des Herrn Auguſt Zang umgeſtoßen. Andere Journaliſten haben ſich durch die Schärfe ihres Geiſtes oder durch die Gewandtheit ihrer Feder eine Stellung erworben; Herr Etienne hat die Specialität der Ellenbogen. Er operirt „ſtoßweiſe!" Das imponirte anfangs. So lange er vermögend war, Dr. Friedländer auf der Baſis der ſtrengſten Moral, wie allbekannt, die „N. Fr. Preſſe" proſperiren machte und Ludwig Napoleon ſeinen gewölbten Rücken hergab, um den Liberalismus des Herrn Etienne abzulagern, gab es Individuen, die gefällig zur Seite traten, wenn der Mann mit den Ellenbogen ſich einen Weg bahnte. Jetzt iſt das Alles anders. Die beiden beſagten Todesfälle, der Krach, das Deficit, das Ehrendiplom, die Schwenkung nach dem Preßbureau haben den Glauben an Herrn Etienne vernichtet. Die Einheiten vor der Null ſind geſtrichen und Herr Etienne ſteht allein da. — Wenn er jetzt ſeine Ellenbogen ſpielen läßt, treibt man ihm den Hut an.

Es iſt eine böſe Zeit! — Niemand glaubt mehr an die

„N. Fr. Preſſe". Dieſe verwerfliche Epoche verlangt Leiſtungen und keine hohlen Phraſen und die heilſame Theorie der exploitation de l'homme par l'homme, der Herr Etienne ſo lange huldigte, findet jetzt ihre entſchiedenen Widerſacher. — Die glückliche Zeit, wo ein wenig befähigter Beamte des Havas'ſchen Telegraphen-Geſchäftes, wie er es war, die Ausweiſung aus Frankreich als Ehrendiplom benützen konnte, iſt vorüber. Jetzt muß man Pavillons bauen laſſen und all' das Federvieh hat jetzt die lächerlichſten Prätenſionen. Früher freuten ſie ſich darüber, wenn Leute, wie Herr Etienne, Millionäre wurden, betrachteten das als einen Triumph der Preſſe — heute . . . o böſe, böſe Zeit — überall hin iſt die Aufklärung gedrungen, ſelbſt bis zu den Journaliſten, heute betrachten ſie Exiſtenzen wie die des Herrn Etienne als den Untergang des Journalismus!

Wir können uns mit dieſen improviſirten Puritanern, welche dem ruinirten Gefährten den letzten Fußtritt verſetzen, nicht einverſtanden erklären. Das, was ſie jetzt thun, hätten ſie ehedem thun ſollen. Und hier wollen wir Herrn Etienne ſelbſt ihnen als Beiſpiel aufſtellen. Er hat den „tyranniſchen Corſen" Napoleon III., mehrere Male nach ſeinem Tode noch todtgeſchlagen; — aber er hat ihn auch nicht in den Tuilerien geſchont. Die Leute, die ehedem ſich die Rippenſtöße des Herrn M. Etienne gefallen ließen, haben jetzt kein Recht, ſo kitzlich zu ſein.

Eine Kartenlegerin ſoll vorausgeſagt haben, daß Herr Etienne einſt wie Dyoniſios enden werde — als Schulmeiſter!

Herr Dr. Seligmann Heller.

Recipe: Brockhaus Converſationslexikon. 14. Auflage.
„Unſere Zeit." Jahrgang 1850—1873.
„Der Talmud."
„Schoppenhauer's geſammelte Werke.
„Leſſing's dramaturgiſche Briefe.
„Strauß: Das Leben Jeſu.
„Einige Claſſiker ad libitum"
Miscitur: In der Haut eines Semiten.
Da et signa: Feuilletoniſt, dem man nicht ernſt nehmen darf.

Nach dieſem Recepte kann man einen x-beliebigen Dr. Heller herſtellen; nur vergeſſe man nicht, denſelben zuerſt ein paar Jahre in der Hauptſtadt irgend eines Kronlandes deſtilliren und ſo ein hochgradiges Selbſtbewußtſein acquiriren zu laſſen.

Wie bekannt, hat die „Deutſche Zeitung" zuerſt den Werth dieſer Vorſchrift erprobt und ſich einen Feuilletoniſten auf chemiſchen Wege hergeſtellt und er verdient es wirklich, näher beleuchtet zu werden.

Dieſer Mann hat das unglücklichſte Gedächtniß der Welt — *erbehält Alles*; uud da er quantitativ enorm viel geleſen hat, ſo kömmt er nach und nach zu der Ueberzeugung, daß all' die Gedanken, welche er debitirt, ſeine eigenen Gedanken wären. Er iſt ſtets bona fide, und wenn morgen in der „Deutſchen Zeitung" zu leſen ſteht: „Im Anfang ſchuf Bismarck Himmel und Erde" ſo wäre das nur ein tendenziöſer Druckfehler; im Manuſcripte

Dr. Heller's ſtände ſicherlich „Gott" anſtatt Bismarck, und er würde ſich mit der größten Naivetät wundern, daß es Leute gibt, welche behaupten, das irgend wo anders auch ſchon geleſen zu haben. Er iſt immer ehrlich, er glaubt alles, was er ſchreibt, — ſogar daß Schiller ein großer Dichter und Dramatiker war, glaubt er.

So heiter auch einen Theil der Leſer das feuilletoniſtiſche Gebahren Dr. Heller's ſtimmt, ſo kann, im Ernſte geſprochen, der günſtige Einfluß, den er auf die Kritik ausübt, nicht abgeleugnet werden; denn die anderen Journale hatten die Gewohnheit, manchmal von den literariſchen Hausknechten, deren jede Redaction für verſchiedene journaliſtiſche Verrichtungen bedarf, Bücher beſprechen, oder Schauſpieler recenſiren, oder gar neue Stücke kritiſiren zu laſſen. Das hat ſeit Dr. Heller's Wirken ſo ziemlich aufgehört. Er iſt ſehr fleißig, ſehr gewiſſenhaft, ſehr ehrlich. Und die Herren Reporter der anderen Blätter ſcheuen ſich, auf kritiſchem Felde mit einem Schriftſteller zu collidiren, der ein Quantum Gelehrſamkeit bei ſich behalten hat, womit er die ganze Wiener Tagesjournaliſtik ausreichend ſpeiſen könnte. Jene Herren ballen die Fäuſte in der Taſche und haben die Witzblätter auf den unberufenen Gaſt gehetzt.

Wenn wir der Autocrat eines Landes wären, in welchem Dr. Heller lebte, würden wir ihm bei Todesſtrafe verbieten, während fünf Jahren ein Buch zu öffnen; dann würden wir ihm ein reichliches Jahrgehalt ausſetzen, damit er reiſe, Menſchen und Welt kennen lerne — beſonders Menſchen! Und wenn er dann zurückkehrte, würden wir ihm erlauben, wieder Feuilletons zu ſchreiben.

Wir würden uns ſehr täuſchen, wenn dann in ſeiner erſten Arbeit nicht eine Parallele zwiſchen uns und Tiberius zu finden wäre, die vielleicht — er iſt ganz der Mann dazu — zu unſeren Ungunſten ausfallen würde.

Eines der Hauptverdienſte Herrn Dr. Heller's iſt, der erſte geweſen zu ſein, der dem ebenſo lächerlichen als widrigen Gallmeyercultus mit Ernſt entgegengetreten iſt.

Herr Dr. Leopold Kompert.

Eine Oaſe in der Wüſte! Eine ſo ſcharf characteriſirte Schriftſtellernatur, daß ſie augenblicklich die journaliſtiſchen Anflüge energiſch unterdrückte. Es mag wohl ſein, daß Herr Dr. Kompert hie und da journaliſtiſch geſündigt hat — wer hienieden ohne Fehl, werfe ihm den erſten Stein zu — aber ſo viel wiſſen wir gewiß, daß er es ſtets hinter dem Rücken des Verfaſſers der Ghettogeſchichten gethan und es ſorgſam vor dieſem ſeinem alter ego verborgen hat.

Dieſen Beruf zum Schriftſteller hat er augenblicklich documentirt, als er den Stoff zu ſeinen berühmten Novellen wählte. Ein Journaliſt tritt *nie* für eine *verlorene* Sache ein; und das orthodoxe Judenthum iſt eine ſolche Sache. Kompert's Novellen ſind, wenn auch um einige Jahrzehnte anticipirt, der Schwanengeſang *dieſes* Judenthums. Er hat ein ausſterbendes Volk, wie Cooper, idealiſirt. Das iſt die echte Dichterart in ihrer ganzen urwüchſigen Uneigennützigkeit. Dieſer Zug nach der untergehenden Sonne iſt Sanscrit für einen Journaliſten.

Aber Dr. Kompert gehört einer Race an, die durch vieles Rechnen äußerſt vorſichtig geworden iſt. Ein Anderer hätte nach dem coloſſalen Erfolge ſeiner Novellen die Schriftſtellerei mit beiden Händen ergiffen und die Citrone bis zum letzten Tropfen ausgepreßt. *Er* glaubte — unſerer Meinung nach mit Unrecht — daß ſein Können den Höhepunkt erreicht habe, und um nicht hinunterzuſteigen, blieb er ſtehen. *Der* Vortheil iſt für das öſter-

reichiſche Schriftſtellerthum. Es beſitzt ein reines, ganzes Bild eines lebenden Dichters, das nicht die Gefahr läuft, heute oder morgen von Neuem getrübt zu werden. Und das iſt ein unbeſchreibbarer Vortheil.

Dr. Leopold Kompert iſt ein Ruhmesblatt in dem Kranze des Oeſterreichiſchen Schriftſtellerthums. Ehre dem Mann, der dieſes Blatt heilig hält und es vor jeder Beſudlung hütet.

Man ſagt, er ſei Verwaltungsrath, Gemeinderath — er wolle Abgeordneter werden. Was gehen uns dieſe drei Categorien Menſchen an! Wir haben es hier mit dem Verfaſſer der Ghettogeſchichten zu thun, und dem Manne ſchuldet die Nation Dank, ihr in faſt vollendet künſtleriſcher Form einen Theil ihres eigenen Lebens vorgeführt zu haben. Verwaltungsrath oder nicht, als Schriftſteller ſteht Dr. Leopold Kompert in ſeiner Specialität unangreifbar da — und auch unangegriffen.

Wir wiederholen es: eine der wenigen Oaſen in der großen Sahara der Wiener Federwelt.

Herr Ludwig Speidel.

Niemand kennt beſſer als er das Wiener Leſepublicum, und weiß, wie man es behandeln muß. Und auf dieſe Kenntniß bauend, ausgerüſtet mit einer großartigen Beleſenheit und einem ſchlechten Gedächtniß, welches ihn zwingt, oft nachzuſchlagen und ihm dadurch die Correctheit aſſecurirt, — manchmal einen nonchalanten, blaſirten Ton affectirend, und doch ſtets mit einer apodictiſchen Sicherheit auftretend, Sclave ſeines Styls, hat Herr Ludwig Speidel es verſtanden, ſich zum König des Wiener Feuilletons aufzuſchwingen, und bis jetzt ſeinen Thron ungefährdet zu behaupten. Wir wenigſtens wüßten Niemand, der fähig wäre, ihn zu entthronen.

Bei ſolchen kühnen Abenteurern, ſowol in dem großen Rahmen der Weltgeſchichte, wie in dem unendlich kleineren der Tagesliteratur wäre es ein müßig Ding, die Rechtstitel prüfen zu wollen. Die brutate Thatſache des Beſitzes muß genügen. Herr Ludwig Speidel führt einmal das Scepter und . . . beati possidentes! — Sehen wir, wie es ihm gelingt, es feſtzuhalten, und ſich weder von einem Uſurpator nach Oben — einem Bismarck — oder einem nach Unten, einem Gambetta des Feuilletons entreißen zu laſſen.

Sowie Brutus, Lorenz von Medici, Sixtus V. und Ludwig Napoleon die Legende ihrer Unbedeutendheit ſelbſt ſchufen, um ihre Gegner zu überrumpeln, hat ſich Herr Ludwig Speidel von ſeinen Freunden eine Legende der Faulheit herrichten laſſen. Die berüchtigte vox populi,

welche wie eine Zeitung lügt, behauptet, daß zehn Pferde kaum genügen, um ihn zum Schreibtiſch zu ziehen. Wir wiſſen das beſſer. Herr Speidel iſt vielleicht einer der fleißigſten Journaliſten Wiens, aber dieſer Ruf des Wenigſchreibens hat in Wien das Gute, daß man ihn mit dem des ſtets Ausgezeichnetſchreibens verwechſelt, und ſich auf ein Feuilleton des Herrn Speidel acht Tage lang im Voraus freut und dann ſchon im Voraus beſtochen, zu leſen anfängt.

Dann vermeidet er es, wie Heller, als Profeſſor aufzutreten, und obgleich auch er einen gewiſſen doctoralen Ton nicht abſtreifen kann, ſo docirt er doch nicht wie Jener im Frack, ſondern ganz gemüthlich in Hemdeärmeln. Auch das beſticht!

Und endlich beſitzt Herr Ludwig Speidel die große Kunſt, das Publicum über ſeinen Gedankenreichthum im Unklaren zu laſſen. Gäbe es in Wien eine Gedanken- wie eine Fondsbörſe, dem Manne würde man einen unbeſchränkten Credit geben. Aber auch ihm würde es wie ſo Vielen ſeines Gleichen am Schottenring gehen. Wehe, wenn einmal eine Liquidationscommiſſion beauftragt wäre, die Feuilletons zu revidiren, und nachzuſehen, wie viel von dieſem Gedankenvermögen dem Inhaber der Firma gehört oder auswärtigen Comittenten. Wir z. B., ohne in das Geſchäft eingeweiht zu ſein, kennen, außer einigen deutſchen, ſehr reſpectable franzöſiſche Häuſer, deren Inhaber meiſtentheils geſtorben ſind, mit deren Vermögen Herr Speidel wirthſchaftet, als wenn es ſein eigen wäre. Wir nennen vorläufig nur die Firmen: Guſtav Planche, Theophile Gautier, Jules Janin, Paulze d'Ivoy, ꝛc. ꝛc.

Doch ſei dem, wie ihm wolle — wir wiederholen es, wir ſehen in der Wiener Journaliſtik keinen Würdigeren, das Scepter des Wiener Feuilletons zu führen, und beugen uns gerne vor ſeiner Autorität. Nur bitten wir inſtändigſt, ihm bei Lebenszeiten das Epitheton Speidelius magnus zu erſparen; denn erſtens genirt es ihn ſelbſt, und dann fordert es den revolutionären Zug heraus.

Er weiß wohl, warum er ſo wenig ſchreibt, — und er hat ganz Recht.

Wir vergaßen unter den Geheimniſſen, wie er ſich am Ruder hält, den Schein zu citiren, den er ſich gibt, ſtets vollſtändig, innig, felſenfeſt von der Gerechtigkeit des Urtheils überzeugt zu ſein, welches er fällt. Und wer ihn genau kennt, der weiß, wie wenig das der Fall iſt, wie er ſtets zaudert, zagt und ſchwankt. Ja, der Mann, der „Schach dem König" und den „Narren des Glücks" prämiirte, iſt faſt allabendlich im Zweifel, ob er nach Krügel x noch Krügel y trinken ſoll.

Unſere Wahrheitsliebe erfordert es, zu conſtatiren, daß er ſich nach einigem Zaudern ſtets für Krügel y entſcheidet! —

Herr Moritz Szeps.

Daß die Preſſe es verdient, die ſechſte Großmacht genannt zu werden, begreift man deutlich, wenn man die Carrière des Herrn Szeps verfolgt. Laſſen wir das Individuum gänzlich bei Seite, welches es verſtanden hat, in acht Jahren ſeinen Weg vom einfachen Journaliſten bis zum, wie man ſagt, mehrfachen Millionär zurückzulegen. Schon einmal ſagten wir, daß es nicht unſer Beruf ſei, derlei .... Ausſchweifungen der Feder zu kritiſiren, aber noch weniger würde es uns einfallen, ihnen zu huldigen.

Herr Szeps iſt für uns einfach das „Neue Wiener Tagblatt", das heißt, 30—40.000 Exemplare täglich, welche das Hirn von 2—300.000 Leſern zu erleuchten berufen ſind. Als Repräſentant der politiſchen Reife, des literariſchen Geſchmacks, des ſocialen Strebens dieſer Viertelmillion Menſchen, erſcheint uns Herr Szeps eine der gewichtigſten Perſönlichkeiten Wien's. — Er weiß es ganz gut, und von Zeit zu Zeit deployirt er ſeine Macht auf eine überraſchende Weiſe und ruft es Allen in's Gedächtniß zurück, daß man mit ihm in erſter Reihe zu rechnen habe. So z. B. hat er der Weltausſtellung den Krieg bis auf's Meſſer erklärt und nicht wenig dazu beigetragen, ihr den Nimbus zu rauben, den ſie von vorneherein beanſpruchte. Er hat den armen Schah von Perſien zum Kinderſpott in Wien herabgezerrt, und hat es durchgeſetzt, daß ein ländlicher Wahlbezirk ſeinen altbewährten, ehrenhaften Vertreter über Bord werfe und dafür den Mann wähle,

der, gleich dem verlornen Sohne, nach mancherlei Irrfahrten zum „Tagblatt“ zurückgekehrt iſt.

Herr Szeps iſt die Verkörperung des modernen Journalismus. Er geht von der logiſchen Vorausſetzung aus, daß der Hauptzweck einer Zeitung der iſt, geleſen zu werden, und ſo hat er mit tiefgehender pathologiſcher Kenntniß die Nieren des Wiener Publicums geprüft, und daß die Diagnoſe, welche er geſtellt, die richtige ſei, beweiſen bewußte 30—40.000 Exemplare. Er hat es verſtanden, ſich in alle Kreiſe der Geſellſchaft hineinzudrängen, und einmal mit ſeinem Tagblatte zugelaſſen, hat nichts vermocht, ihn daraus zu verjagen. Er hat nur einen Compaß: den Erfolg — und er folgt ihm und ſeinen Weiſungen ohne Zaudern, möge die Richtung ſein, welche ſie wolle.

Ein ſolcher Mann, der alles andere Streben verläugnet und die Gottheit: Erfolg als die alleinige anerkennt, darf nicht vor ſeinem Ende beurtheilt werden. — Wie wird er, wie wird das „Tagblatt“ enden? Das iſt die Frage. Doch, da es damit gute Weile hat, ſo können wir wohl die Beantwortung dieſer Frage künftigen Generationen überlaſſen. — Conſtatiren müſſen wir, daß das „Tagblatt“ vor einigen Monaten noch und auch an manchen Tagen jetzt, nicht allein das beſtredigirte Blatt Wien's, ſondern vielleicht ganz Deutſchlands war, daß es ſich unter der Leitung des Herrn Szeps in einem faſt künſtleriſch componirten juste milieu zu bewegen weiß, und daß es in ſeinem Klatſchtheile, obgleich ein ſogenanntes Volksblatt, weniger oft den Anſtand verletzt als andere Blätter, die angeblich für beſſere Geſellſchaften ge-

ſchrieben ſind. Auch vermeidet es das wirklich lächerliche Exportgeſchäft, welches die meiſten großen Blätter Wien's mit der Freiheit treiben: republikaniſch in Frankreich und Spanien — und conſervativ in Wien. — Das Tagblatt rechtfertigt mehrere Male im Monat ſeinen Subtitel: Demokratiſches Organ.

Was den Journaliſten Moritz Szeps betrifft, ſo muß er zu den erſten Leitartikelſchreibern Wien's gezählt werden. Man iſt oft nicht mit ihm einverſtanden, aber man lieſt ſeine Artikel doch gern, denn ſie ſind ſcharf gedacht und der Styl iſt wie von einem orientaliſchen Hauch durchweht. Freilich verliert dieſes Genre von journaliſtiſcher Equilibriſtik alle Tage mehr an Boden und iſt die Zeit nicht ferne, wo die Zeitungen ganz gut den Leitartikel entbehren werden.

Ob Herr Szeps etwas geleiſtet hätte, wenn ihn der Zufall auf die dornenvolle Bahn des Schriftſtellerthums geworfen hätte, iſt ſchwer zu entſcheiden; doch iſt unſere perſönliche Meinung, daß er auch hier nicht unbedeutend geblieben wäre. — Auf jeden Fall wird es ihm ſo lieber ſein. — Dieſer Mann, ein einfacher Privatmann, hat einen größeren und auch einträglicheren Einfluß auf ſein Vaterland, als mancher Miniſter und dieſes Selbſtbewußtſein wird ihn ſicherlich tröſten, ſo manche Ueberzeugung geopfert zu haben, — alle Tage noch opfern zu müſſen, — welche heute leider allzu oft als Chimären betrachtet werden.

Herr O. F. Berg.

Auch eine Zwitternatur in der Federwelt, dem der Einfluß auf ſeine Zeit nicht abgeſprochen werden kann. Es iſt hier der Ort nicht, eine Kritik an ſeine dramatiſchen Leiſtungen anzulegen, doch iſt es unſere Pflicht, zu conſtatiren, daß ſie faſt überall den Beifall des Publicums errungen haben, obgleich die Kritik wie Ein Mann dagegen Front machte. Das mußte ſo ſein! Keine Kritik kann es billigen, daß man dem Publicum ſtets die trivialſten Scenen aus ſeinem Leben als Kunſtproduct vorführt, der Zuſchauer jedoch liebt es, ſich ſelbſt auf den Brettern zu ſehen — zu ſehen, wie es ſich macht, „wenn er ſich räuſpert und ſpuckt!“ Dieſes Gebahren hat nun Herr Berg ſeinem Wiener Publicum wahrhaft trefflich abgeſehen und es oft mit einem Aufwand von Gefühlswärme, die einer beſſeren Sache würdig wäre, idealiſirt. Was Wunder, daß die Zuſchauer für ihn Partei ergreifen.

Herr O. F. Berg iſt der Hofpoet Sr. Majeſtät des Volkes. — Geſchmackſache! — Aber deshalb wäre es ungerecht, nicht anzuerkennen, daß er ſeine Charge mit Geſchick und Talent ausfüllt. Nur verfällt er zu oft in denſelben Fehler, wie ſeine Herren Collegen auf der anderen Seite. Wie bei Jenen der edle Character wenigſtens ein Graf ſein muß und der Schuft ein Bürgerlicher, ſo iſt bei Herrn Berg die ſchöne Seele faſt immer ein Krämer oder eine andere ſteuerzahlende Fraction des ſouveränen Volkes, während die Canaille gewöhnlich den beſitzenden Claſſen angehört. Das iſt eine Ungerechtigkeit,

von der ſich die beiderſeitigen Hofpoeten beſſern müſſen. — — Wir ſind ja Alle Gotteskinder!

Als Journaliſt ſehen wir Herrn O. F. Berg als Herausgeber des „Extrablatt“ und des „Kikeriki.“ Auch in dieſen Blättern iſt Herr Berg ſeiner Höflingsnatur gegen das Volk treu geblieben und hat einen ſchnellen und überaus lohnenden Erfolg erzielt. Man möge uns die Characteriſtik dieſer beiden Blätter erlaſſen. Schreiber dieſer Zeilen fürchtet ungerecht zu werden, da ihm der ganze Gedankengang, der derartige Publicationen zu berechtigen ſcheint, fern liegt. Und dieſe Berechtigung ſcheint wirklich — wir wären verſucht, leider zu ſagen — zu exiſtiren und dann darf Niemand Herrn Berg einen Vorwurf daraus machen, mit ſeinen Publicationen einem Bedürfniſſe zu entſprechen. An Leiſtungen, die irgend welchen Anſpruch haben, journaliſtiſche genannt zu werden, weiſt das „Extrablatt“ von Zeit zu Zeit ein mit „Deutſch“ oder „Bernhard“ gezeichnetes Feuilleton auf — alles Andere iſt dazu geſchrieben, um in der nächſten Stunde wieder vergeſſen zu werden.

Wir leben viel zu ſehr in der Gegenwart, als daß wir den Einfluß O. F. Berg's auf Oeſterreich's Volksgeiſt nach ſeinem rechten Maß zu würdigen verſtänden, aber entſchieden Unrecht haben Alle die, welche dieſen Einfluß geringſchätzen oder gar ableugnen.

Herr Arnold Hilberg.

Ein Journaliſt von eminentem Talente, eine jener geſchmeidigen Federn, die nicht allein ganz gut fähig wären, ein Blatt von der erſten bis zu der letzten Seite allein zu ſchreiben, ſondern auch mit dem einem Journaliſten angeboren ſein müſſenden Scharfblicke es verſtehen, augenblicklich aus jedem Stoff die den Leſer intereſſirende Seite herauszufinden.

Freilich führt dieſes Bedürfniß, pikant zu ſein, oft in wenigen Schritten auf eine abſchüſſige Bahn und wie ſchwer es iſt, da ſtille zu ſtehen, hat Herr Hilberg dieſen Sommer in ſeinen Berichten über den Aufenthalt des Schah ſelbſt einſehen müſſen. Und doch kann er dieſen Sommer gerade zu der glänzendſten Epoche ſeiner journaliſtiſchen Carrière zählen. Seine Weltausſtellungsberichte im „Tagblatt" waren — es iſt ein Zeichen der Zeit, welches wir zu conſtatiren gezwungen ſind — das journaliſtiſche Ereigniß der Woche. Es waren zwar nur Plaudereien, aber ſo geiſtreich geſchrieben, ſo friſch hingeworfen, daß ſie ein treueres Bild dieſes Wettkampfes der Nationen geben, als ſo mancher ſchwulſtige, ſachverſtändige Bericht. Er iſt in dem Kampfe gegen Baron Schwarz äußerſt ungerecht geweſen, aber er hat ſtets die „Lächler" auf ſeiner Seite gehabt und ſo manches Unrecht aufgedeckt, manches Fiasco vorausgeſagt. Und was man beſonders an ſeinen Arbeiten ſchätzen muß, iſt, daß er nie den doctoralen Ton anſchlägt und gerade durch eine gewiſſe Freundlichkeit in ſeiner Schreibart ſeinem Ziele zuſtrebt.

Er ſcheint ſich wohl bewußt zu ſein, daß das Reich ſeiner Feder mit der untergehenden Sonne erliſcht, er macht keine Prätenſionen, den Geiſt des Leſers noch morgen oder gar übermorgen zu beſchäftigen, aber h e u t e will er ihn feſſeln, darauf arbeitet er mit der ganzen Kraft ſeiner Begabung hin und es gelingt ihm meiſtentheils.

Später oder früher wird — muß für dieſen Mann der Wendepunct kommen, wo ihm ſeine journaliſtiſche Thätigkeit und wenn ſie auch n u r Erfolge aufzuweiſen hätte, nicht genügen wird. Dann — da ihm das politiſche Gebiet verſchloſſen bleiben muß — wird er ſich dem Schriftſtellerthum zuwenden und wir glauben uns nicht zu täuſchen, daß er darin nicht allein ebenſoviel Erfolg, als im Journalismus, ſondern auch eine ganz andere Befriedigung finden wird. Die Novelle dünkt uns das richtige Feld ſeiner Befähigung.

Herr Auguſt Zang.

Die allbekannte Antwort, welche im Gedichte Alexander dem ihn interpellirenden Bauer gab, hat das Urtheil Vieler über Herrn Zang irre geleitet. Weil er ſechs oder acht Millionen im Vermögen beſitzt, meint man, daß „es ganz etwas Anderes“ wäre. — Es iſt aber ganz dasſelbe! —

Herr Zang iſt der Vater, der Erzeuger der journaliſtiſchen Zuſtände Wiens — er hat den Boden bearbeitet, gepflügt und gedüngt — er hat den Samen gelegt, und er iſt für die Frucht verantwortlich zu machen, die daraus entſproſſen. — Dieſe Verantwortlichkeit wäre für Jedermann bedenklich, deſſen Gewiſſen weniger gummiartig geſtaltet iſt, als das des Herrn Auguſt Zang, ehemaliger Militär, Bäckermeiſter, Gründer der „Preſſe“, idem mehrerer Actiengeſellſchaften, Verwaltungsrath mehrerer Anderer, vorkrachlicher Herausgeber der „Finanziellen Fragmente“ und zur Zeit quiescirter Millionär.

Um bei ſeiner journaliſtiſchen Carrière zu beginnen, da uns die Befähigung zur Beurtheilung ſeines militäriſchen Talentes und ſeiner Kenntniſſe im Bereiche der Panification abgeht, müſſen wir conſtatiren, daß er ſein Wiſſen und Können in Frankreich geſammelt hat. Er ging dabei ſehr einſeitig zu Werke, — er brachte alles Schlechte der franzöſiſchen Journaliſtik mit — und ließ alles Gute dort.

Wir ſind vielleicht ungerecht gegen dieſen Herrn! Es ſcheint uns, daß er ſich gar nicht um die Begriffe Gut und

Schlecht kümmerte, ſondern nur daran dachte, eine Multiplication ſeiner mitgebrachten vierzigtauſend Franken mit ſo viel hunderten als möglich zu verkörpern. Und da ſchien ihm der Journalismus der kürzeſte Weg in Oeſterreich. Er gründete die „Preſſe," und was ſie unter ſeiner Leitung ward, braucht hier nicht erwähnt zu werden. Sie brachte all' den franzöſiſchen Unrath, welchen Emil de Girardin durch die Macht des gedruckten Wortes heraufbeſchworen, in Oeſterreich zu Tage — ſie ſchuf einen neuen Stand im Staate: das mit der Feder bewaffnete Freibeuterthum, — ſie revolutionirte Oeſterreich mehr, als es das Jahr 1848 gethan, ſie tödtete alles ernſte literariſche Streben und ſchuf jenen Cultus des goldenen Kalbes in der Schriftſtellerei, der jedes Talent dem Journalismus in die Arme trieb, um darin faſt immer unterzugehen.

Vor langen Jahrzehnten curſirte ſchon im Reiche das Sprichwort: „In Oeſterreich glaubt man Alles" und es muß wahr geweſen ſein, denn man glaubte auch den freiheitlichen Floskeln des Herrn Zang. Ja nicht allein die Leſer glaubten es, ſondern auch die Regierung — und ſie fing an, mit dieſem Herrn zu rechnen; — Niemand begriff, daß der Mann alles anderen Ehrgeizes bar war, als des, eine Hoheprieſterſtelle im Cultus des Götzen Gold zu bekleiden. Er verfolgte unerſchütterlich ſeinen Weg; ob er Gutes oder Böſes ſchuf, war ihm vollkommen gleichgiltig, er ſchaute nur nach dem Wegweiſer, der nach dem Lande: „Million" zeigte und folgte blindlings ſeiner Weiſung.

Mit wenigen Hinderniſſen hat er ſein Ziel erreicht; er ſteht wahrſcheinlich am Ende ſeines Wirkens und hat

hinter ſich eine von ihm in's Leben gerufene Journaliſtik gelaſſen, welche ihres moraliſchen Preſtige beraubt, auch am Rande des materiellen Unterganges ſteht. Das Conto Zang dünkt uns abgeſchloſſen; — im Verhältniſſe zu dem, was er der Wiener Preſſe geſchadet, kann er wenig mehr ſchaden. Er iſt dem Urtheil ſeiner Generation verfallen.

Dieſer Mann, begabt wie Wenige, in einigen ſpeciellen Fächern ſogar eine Capacität erſten Ranges, hat nur *Ruinen um ſich geſät*. Er hat *Nichts erſchaffen*. Er hat in den Augen des Volkes die Achtung vor der Feder herabgewürdigt; er hat ſie zum elendeſten aller Werkzeuge gemacht — zu einem Werkzeuge, das in Wien oft den Vergleich mit dem Dolche der Wegelagerer in den Abruzzen ertragen muß.

In der Erinnerung aller derer, die ſtolz darauf waren, eine Feder zu führen, wird das Andenken an Herrn Zang das des Heroſtratus ſein. — Und dabei hat dieſer Unglückſelige nichts Schlechtes *gewollt*! — Er wollte reich werden. — Er iſt es . . . und was nun?

Alles iſt ihm gelungen — Alles! . . . Selbſt zur rechten Zeit aus der Vereinsbank auszuſcheiden und ſeinen Freunden Actien der Canaliſirungsgeſellſchaft aufzubürden. Er kann nur auf materielle Erfolge zurückblicken. Das iſt unheimlich! Wenn man an das Schickſal des Herrn Zang denkt, dann erſt begreift man jenen Egyptierkönig, welcher entſetzt vor ſeinem Freunde Polykrates floh — dem ſameſiſchen Zang; aber man begreift auch jenen bekannten Ausſpruch: „Noch Keinen ſah ich glücklich enden . . . ꝛc.“

Ob Herr Zang nicht hie und da von jenem angſtvollen Gefühl beſchlichen wird, welches Jenen dazu trieb,

den Erinnen ein Opfer zu bringen? Wer weiß es! — Doch wie wir den Mann kennen, wäre das *ihm* Liebſte, was er den neidiſchen Göttern weihen würde . . . Herr Etienne.

Armer Mann, der Alles erlangt hat und ſeinem Schüler nicht verzeihen kann, denſelben Weg, wie er, eingeſchlagen zu haben!

Herr Joſef Oppenheim.

Ein Mann, der auf dem Wege iſt, Carrière zu machen, und der in ſich alle Befähigung dazu beſitzt. Er iſt ein ſehr talentvoller Journaliſt, hat viel gelernt und verfügt über ein großes Quantum Cauſticität, die er — und das iſt nicht genug anzuerkennen — mit Mäßigung verwendet. Sein Styl iſt friſch, ungeſucht und correct und ſein Witz hat nichts von ſeiner talmudiſchen Schärfe eingebüßt, obgleich er ihn mit einer nicht geringen Doſis von Humor vermiſcht. Er redigirt den localen Theil der „Neuen Freien Preſſe", und wenn er eine größere Selbſtſtändigkeit dabei hätte, würde dieſer Theil, der oft ziemlich vernachläſſigt erſcheint, ſicherlich unter ſeiner Leitung recht gedeihliche Fortſchritte machen. Auch iſt ihm ein Theil der Theaterkritik zugefallen, und da er zu geiſtreich iſt, um nicht zu begreifen, daß die Kritik in Wien faſt machtlos iſt, ſowohl zum Schaden wie zum Nutzen, zieht er es vor, gelinde zu tadeln und zu loben, wo er es nur irgendwie mit ſeinem Gewiſſen vereinigen kann. Seine Hauptleiſtungen jedoch ſind kleine Federzeichnungen, oft voll von köſtlichem Humor und von großer Feinheit der Beobachtungsgabe, welche mehr an ihrem Platz in einer literariſchen Zeitſchrift, als in einem Tagblatte wären.

Bei allen dieſen hervorragenden journaliſtiſchen Eigenſchaften iſt ſelbſtverſtändlich der Einfluß des Herrn Oppenheim kein bedeutender auf die Zeitung, zu deren Redaction er zählt. Jeder Mitarbeiter des volkswirthſchaftlichen Theils, und wenn er auch in beſtändiger Fehde mit

der deutſchen Sprache läge, iſt von mehr Bedeutung für die Wiener Journaliſtik, als der talentvollſte Cauſeur. Es iſt dies ein einfaches Rechenexempel: der literariſche Theil koſtet — der volkswirthſchaftliche bringt ein. Und deshalb ermatten hier auch die Talente ſo leicht, erſchöpft ſich die Verve in ſo kurzer Zeit.

Hoffen wir, daß die Zeit nicht fern iſt, wo dieſes Unweſen, welches wir durch Skizzirung einiger der ſogenannten Volkswirthe der hieſigen Blätter näher beleuchten werden, die längſte Zeit gewährt hat. Bei einem Umſchwung der Dinge, wie ein ſolcher bevorſtehen muß, können Journaliſten von der Befähigung des Herrn Oppenheim nur gewinnen.

Herr Moriz Gans v. Ludaſſy.

Ein Mann, dem viel Schlechtes nachgeſagt wird und der es nicht Alles verdient; wenigſtens fehlt den meiſten ſeiner Collegen die Berechtigung, über ihn zu Gerichte zu ſitzen.

Wir reſpectiren eine jede aufrichtige Ueberzeugung und wenn dieſer Herr ſo ſpecifiſch öſterreichiſch geſinnt iſt, daß ihm das Verſtändniß für Deutſchland abgeht, wenn er für den Kaiſerſtaat ein Bündniß mit Frankreich ſogar heute noch dem mit Preußen vorzieht und offen mit dieſer ſeltſamen Meinung an den Tag tritt, ſo ſehen wir nicht ein, warum ihm die Freiheit ſeiner Denkart genommen werden ſollte; ja noch weiter gehen wir: wenn er, um dieſe Meinung zur Geltung zu bringen, den Beiſtand Derer anruft, die er vertheidigt, ſo haben die meiſten Wiener Journale kein Atom von Berechtigung, ihm das als ein Verbrechen anzurechnen.

Ganz andere Vorwürfe kann die Journaliſtik gegen Herrn v. Ludaſſy erheben. Jeder Journalunternehmer iſt moraliſch, wenn auch nicht geſetzlich dazu gezwungen, den ſeinen Mitarbeitern gegenüber eingegangenen Verpflichtungen gerecht zu werden und wenn das Unternehmen nicht reuſſirt, ſo müſſen vor allen Dingen Jene befriedigt werden. Die ſcandalöſen Vorgänge bei der Auflöſung des „Tagesfloh", zu dem Mitarbeiter aus ganz Deutſchland engagirt waren, haben den Namen des Herrn Gans in der ganzen Journaliſtik gebrandmarkt, obwohl man weiß, daß er ſo ziemlich unter der Curatel

ſeines Schwiegervaters ſteht, einer Luſtſpielfigur, wie ſie ergötzlicher nicht gedacht werden kann.

Als Journaliſt ſoll Herr v. Ludaſſy ehedem nicht ohne Bedeutung geweſen ſein, er hat das einſt verbreitetſte Witzblatt Oeſterreichs — den „Floh" — in's Leben gerufen, der zu einer Zeit Vorzügliches leiſtete, jetzt jedoch ſich auf rapid abſteigender Bahn befindet. Es war dies ein neues Genre in Oeſterreich und ſoll ehedem auf g e r a d e m und k r u m m e n Wege ſeinem Beſitzer eine reiche Erwerbsquelle geweſen ſein. Die journaliſtiſchen Unternehmungen des Herrn Gans ſcheinen alle ihrem Ende nahe, ſowie uns ſeine eigene Laufbahn auf dem Felde der Publicität beendet ſcheint.

Man kann nicht leugnen, daß der Krach nicht auch eine gute, wohlthuende Seite gehabt hat.

Herr Dr. Auguſt Silberſtein.

Wenn wir nicht irren, war es Börne, der einſt ſchrieb: „Jedermann weiß, was Langweile iſt.“ Das iſt nicht wahr, wenn man nicht die Werke von Dr. Auguſt Silberſtein geleſen hat. Oftmals iſt uns der Gedanke gekommen, daß ein Menſch freiwillig gar nicht ſo langweilig ſchreiben könne, daß da vielleicht eine Wette zu Grunde läge.

Das iſt ein Virtuoſenthum à la Paganini in der Langweile, welches wirklich bewundernswerth iſt und obgleich Wien noch einige in dieſem Genre talentirte Schriftſteller hat, ſo überragt er ſie doch Alle thurmhoch. Herr Doctor Silberſtein hat lyriſche Gedichte geſchrieben und als der ſelige Marſyas dieſelben las, ſtieg er zum Throne Apollo's, legte den Band dem Ewigſtrahlenden zu Füßen und ſprach in vorwurfsvollem Ton: „Und mich haſt Du geſchunden!“ Auch „Dorfgeſchichten“ hat Dr. Auguſt Silberſtein geſchrieben und keiner ſeiner Bekannten, denen er ſie zum Leſen gegeben, zieht ſeitdem im Sommer mehr auf's Land. Und endlich — und das iſt ſeine Hauptleiſtung — ſchreibt er ſeit Jahren die „Wiener Briefe“ in der Zeitſchrift „Ueber Land und Meer.“

Dieſe Briefe ſind ein Unicum in der Belletriſtik, es ſind Kunſtwerke in dem vorerwähnten Genre. Nicht allein, daß der Herr Verfaſſer das Langweiligſte herausſucht, was in Wien vorgeht, um es nach Deutſchland zu berichten, ſondern, wenn zufälliger Weiſe ſich ein anderer Stoff in ſeine Feder verirrt, weiß er ihn augenblicklich

ſo langweilig zu machen, daß er nicht aus der Art ſchlägt.

Und man denke nicht, daß Herr Dr. Silberſtein keine ausgeſprochene Schriftſtellernatur ſei, im Gegentheil, er hat Alles vom Schriftſteller und nichts vom Journaliſten. Er hat die nöthige Beleſenheit, das nöthige Wiſſen, die nöthige Correctheit, die nöthige Formengewandtheit, Alles, was nöthig iſt ... ſeine Specialität iſt die Langweile und da er ſeit langen Jahren als Specialiſt ſehr gut exiſtirt, ſo erſchüttert er damit gewaltig die Autorität des allbekannten: tout genre est permis hors le genre ennuyeux.

Dabei kennt Herr Doctor Silberſtein ganz gut die mise en scène eines literariſchen Erfolges und wie man ſich bei den Redactionen beliebt macht. Auch ſeine Wirkſamkeit in Wien für die Hallberger'ſche Verlagsbuchhandlung weiß er ſich ſo erſprießlich wie möglich zu machen, kurz, Herr Dr. Auguſt Silberſtein iſt ein Mann von einem zwar eigenthümlichen, aber doch prononcirten ſchriftſtelleriſchem Talente. Er rangirt in einer eigenen Abtheilung des Parnaß gleich hinter Herrn Joſef Weilen, Profeſſor.

Nur ſchade, daß er ſich noch nicht dramatiſch verſucht hat.

Herr Friedrich Schlögl.

Große Phyſiologen haben behauptet, daß das in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts in tollem Taumel dahinlebende Geſchlecht von einer allgemeinen Krankheit bedroht iſt, mit der man einſt wird ernſtlich rechnen müſſen: der Blutarmuth. — — Die Literatur unſerer Zeit zeigt die Symptome einer ähnlichen Zerſetzung, welche ſich als Gedankenarmuth äußert. Ein neuer, origineller, zündender Gedanke iſt in unſerer literariſchen Welt ein wirkliches Ereigniß, welches ſeine Wichtigkeit dadurch documentirt, daß die geiſtesſchwache Schriftſtellergeneration zuerſt nicht daran glaubt — ihn ableugnet, und wenn ſie endlich gezwungen iſt, mit ihm zu rechnen, ihn bis zum ſiebenten Himmel erhebt, damit, wenn ſie ihn dann fallen läßt, er auch ganz gewiß das Genick breche.

Gewöhnlich leben die deutſchen Schriftſteller der Neuzeit davon, daß ſie die geſtohlenen Gedanken ihrer Nachbarn ſtehlen und dieſelben, ſo dürftig wie möglich bekleidet, auf den öffentlichen Markt ſpediren. — Ja, man iſt ſogar ſchon ſo weit gekommen, eine tönende Phraſe zu finden, welche ſich auf die Autorität irgend eines ſogenannten Philoſophen ſtützt und dieſen Mißbrauch ſanctionirt, welcher, in's bürgerliche Leben übertragen, von jedem Sicherheitswachmann verhindert werden würde. — Man ſagt: „Die Idee iſt das Wenigſte — die Form iſt Alles!"

Und da man à la rigeur nachweiſen kann, daß man am Gewande des geſtohlenen Gedankens einen rothen

Lappen durch einen gelben erſetzt hat und einen blauen durch einen grünen, ſo wirft man ſich in die Bruſt und ruft: Ich habe etwas geſchaffen!

Das iſt der durchſchnittliche Geſundheitszuſtand unſerer heutigen producirenden Literatur. Und daher muß der Leſer — der das Gefühl wohl kennt, oder nachzuempfinden fähig iſt, welches uns faſt übermannt, wenn wir in einem Spital, unter bleichen, hohlwangigen, vom Fieber aufgezehrten Geſtalten, plötzlich einem kerngeſunden kräftigen, friſchen Menſchengeſichte begegnen — der Leſer muß es begreifen, mit welcher Freude wir an die Skizzirung Friedrich Schlögl's gehen.

Ein Mann, der das Leben ſeiner Vaterſtadt ſchildert, ſchlicht, heiter und im engſten Horizont, wie das Denken, Sinnen und Trachten der Menſchen in ſeiner Vaterſtadt — das iſt die ganze literariſche Characteriſirung Schlögl's; — ein Mann, der es nicht verſteht — und wenn er es verſtände, es verſchmähen würde, die Hohlheit einer Phraſe mit dem Flittergold eines Paradoxon zu verhüllen, das iſt ein literariſches Wunderkind in unſerer Zeit!

Schlögl's literariſcher Erfolg findet, dünkt uns, ſeine Erklärung in der Geradheit ſeines Characters und in einer Abweſenheit des cosmopolitiſchen Fühlens, welche heute von Tag zu Tag ſeltener wird. Als er die hypergeiſtreichen Elaborate ſeiner Collegen las, die à propos des „höchſten Heurigen", den ſie nie mit erlebt, von den Goldminen der Sonora ſprachen und den Blutopfern des Königs von Dahomey — nur um die betreffende Zeilenzahl zu füllen, da ſagte Schlögl: „Das verſteh' ich nicht - der höchſte Heurige iſt in Hernals — die Maß

koſtet 80 Kreuzer — und am nächſten Morgen hat man Kopfſchmerzen!"

Und mit dieſen „farbloſen" Anſichten wurde er dennoch Schriftſteller und ſein Ruf hat ſich in kurzer Zeit von Wien über ganz Deutſchland verbreitet. — Man ſuche in ſeinem Buche: „Wiener Blut" einen einzigen jener Kunſtgriffe oder Kunſtſtücke, um den Leſer zu feſſeln, aus welchen die Bücher Anderer hauptſächlich beſtehen, und Niemand wird ihn finden; — höchſtens ſpringt daraus eine äußerſt feine und ſcharfe Beobachtungsgabe hervor; der Reſt iſt: Ehrlichkeit! Was er geſehen, beſchreibt er — was er gehört, erzählt er — die Figuren, die er vorführt, wir kennen ſie Alle!

Und damit — mit dieſem **neuen** Gedanken, nur das zu erzählen, was wahr iſt, das Volk, welches er beſchreibt, weder zu verhöhnen noch ihm zu ſchmeicheln, hat ſich Friedrich Schlögl einen großen Ruf erworben, und was noch mehr iſt: ein großes Verdienſt. Er hat dem ausſterbenden Wienerthum ein Denkmal geſetzt, und wenn er auch lachenden Mundes von einem Dahinſcheidenden ſpricht, ſo fühlt man doch faſt auf jeder Seite heraus, daß es ſeine Vaterſtadt — *ſein* Wien iſt . . . ohne welches er nicht leben könnte.

Schlögl hat einige Anflüge gehabt, unter die ſogenannten Humoriſten der Schule Daniel Spitzer's und auch unter die Tagesfeuilletoniſten zu gehen, und wenn der Verſuch ihm auch nicht geradezu mißglückt iſt, ſo hat er doch bei Zeiten eingeſehen, daß dies nicht *ſein* Feld wäre.

Sein Feld iſt Wien — oder vielmehr ſind *die Wiener*. Sein jetzt allbekanntes Buch könnte noch zehn

Fortſetzungen haben und Niemand würde ſich darüber beklagen. Er hüte ſich, ein Terrain zu verlaſſen, auf dem Niemand ihn übertrifft, wo er ſich nie ausſchreiben wird und das eine größere Berechtigung hat, gepflegt und bearbeitet zu werden, als die müßigen Tagesfragen, mit denen wir Alle unſer geiſtiges Leben vergeuden.

Uns kann Friedrich Schlögl nur erheitern und zerſtreuen — möge er das nicht geringſchätzen; die culturhiſtoriſche Bedeutung ſeines Schaffens, woran er wohl nie gedacht hat, werden ſpätere Zeiten zu würdigen wiſſen.

Wie Dr. Kompert iſt auch Friedrich Schlögl ein Ruhepunkt, wenn auch anderer Art, auf dem Wiener Federmarkt — auf dem man gern verweilt, . . . um ſeufzend die Wanderung fortzuſetzen.

Herr Dr. Marcell Frydmann.

So wie die malaria der pontiniſchen Sümpfe das Mark in den Knochen zum Verdorren bringt, verzehrt der Journalismus, beſonders in ſeinem politiſchen Theile in kürzeſter Zeit alles Urſprüngliche, Farbige, Eigenthümliche — abſorbirt in einem Worte dermaßen die Individualität deſſen, der ſich ihm weiht, daß er bald aufhört eine beſtimmte Perſönlichkeit zu ſein und nur die Verkörperung einer Rubrik ſeines Blattes wird. Selten, faſt nie bringt ein Leitartikel in Wiener Blättern eine neue Anſchauung von einer Frage. Man ſieht ſich den Titel der Zeitung an, man lieſt die erſten paar Zeilen — und man weiß im Voraus ganz gut, was in dem Artikel ſtehen wird Und deshalb verliert, wie wir ſchon einmal ſagten, der Leitartikel von Tag zu Tag mehr an Bedeutung und diejenigen, welche ihn ſtändig ſchreiben, ſtumpfen in kürzeſter Zeit gegen jedes geiſtige Schaffen ab und werden eine Art von Handwerker — die mit der Feder anſtatt mit dem Hammer oder der Scheere arbeiten. Wir wollen damit nicht ſagen, daß manchmal Dieſer oder Jener dieſer Herren nicht ſeinen guten Tag habe — aber im Allgemeinen tragen die Wiener Leitartikel derart den Stempel des „Gemachten" — ſogar des „auf Beſtellung Gemachten" an der Stirn, daß ſie ſchwerlich einen Einfluß auf den Geiſt eines gebildeten Menſchen ausüben können.

Umſomehr verdient Herr Dr. Frydmann einer Beachtung, da er es verſteht, den Artikeln, die er ſchreibt,

eine individuelle Färbung zu geben und ſie dem Schlendrian der Schablone zu entreißen. Es weht ein Hauch von Jugend und Enthuſiasmus durch ſeine Zeilen — er *glaubt* an Caſtelar und an Gambetta, er haßt *wirklich* Don Carlos und Bismarck; eine Atmoſphäre von warmer Ueberzeugung durchſtrömt Alles, was er ſchreibt, und wirkt wohlthuend den Elaboraten Vieler ſeiner Collegen gegenüber, die ſich die Liebe und den Haß erſt anſchminken, wenn ſie ſich an den Schreibtiſch ſetzen und ihn wieder abwiſchen, wenn ſie aufſtehen.

Viele der Leſer dieſes Buches werden wohl die Meinung des Schreibers theilen, daß es in *allen* Parteien viele ehrliche Leute gibt und in der, welcher man aus Conviction angehört, oftmals viel unehrliche, und deshalb iſt es eine Pflicht, die man gegen ſich ſelbſt erfüllt, wenn man die ehrlichen Leute *aller* Parteien achtet und die unehrlichen bekämpft. Herr Dr. Frydmann iſt jung; das Phantom einer Republik begeiſtert ihn und der Name ſchon dieſer Staatsform ſteigt ihm wie Champagnerwein zu Kopfe. Er kämpft mit der Feder für ein Ideal und ſieht nicht . . . daß ſein ſchönes Feuer zu Gunſten einer Zeitungsſpeculation verpufft.

Aber er wird es einſt einſehen — und dann? — An *dem* Wendepunkte erwarten wir ihn, um zu ſehen, ob die gute Meinung, die wir ſtets von ſeinem Talente und ſeinem Character hatten, ohne eine *einzige* ſeiner *Anſichten* zu theilen, uns gereuen ſoll oder nicht.

Denn gar Vielen ſeiner Collegen iſt es ergangen, wie es auch ihm einſt ergehen wird. Sie haben eingeſehen, zu welchen erbärmlichen Zwecken man ihren reinen

Enthuſiasmus benutzt, und . . . ſie haben ruhig weitergeſchrieben.

Wir wiſſen nicht, ob wir uns täuſchen; aber Herr Dr. Frydmann, der Redacteur der Tagespreſſe, ſcheint uns einer von den wenigen zu ſein, — die dann n i ch t weiter ſchreiben würden.

Herr H. Wittmann.

Es muß jeden Unbefangenen ſeltſam frappiren, wenn man franzöſiſches Denken und Fühlen in eleganter correcter deutſcher Sprache lieſt. Herr Wittmann, der fleißigſte Feuilletoniſt der „Neuen freien Preſſe," gibt uns allwöchentlich oft mehrere Male dieſes Schauſpiel. Er iſt ein muſtergiltiger Ueberſetzer ſeiner eigenen Gedanken, die franzöſiſche ſind. Sein langer Aufenthalt in Paris und die literariſchen Beſchäftigungen, denen er während eines Theils desſelben daſelbſt oblag, erklären dies zur Genüge. — Seine Feuilletons gefallen, denn ſie ſind, wie geſagt, elegant geſchrieben, ſind leicht anregend, und er kennt all' jene Kunſtgriffe, in denen die Franzoſen Meiſter ſind, und die ihnen zu einer ganzen Feuilletonsliteratur verholfen haben.

Doch er möge ſich von dieſem succès d'estime, ſo accentuirt er auch immerhin ſein möge, nicht täuſchen laſſen. Der Deutſche, ſelbſt wenn er Wiener iſt, verlangt mit der Zeit inhaltsſchwerere Koſt als die, welche ihm Herr Wittmann vorſetzt. — Wir ſind nun einmal das Volk, welches das Sauerkraut und die Knödeln erfunden hat, und das blanc-manger verdirbt uns leicht den Magen. Er vergißt auch, daß die Technik der Franzoſen in Wien mehr Leuten, als man es ſich vorſtellt, geläufig iſt, und daß er nach und nach ſich den Ruf eines Plagiators erwirbt, den er ſicherlich nicht verdient. Vielleicht iſt es nur Neid; aber ſchon fängt man an zu behaupten, daß die Art, wie er z. B. Lindau's „Diana" recenſirte, ein längſt

verbrauchtes Cliché des Pariſer Figaro ſei, dem man ſchon vor Jahren vorwarf, es dem ſeligen Evénement geſtohlen zu haben, in welchem Armand Gaïffe es . . . wohl auch nicht erfunden hatte. So etwas verzeiht der Wiener nicht; er wird wüthend, wenn man ihm nachweiſt, daß das, was er ſogar als gut befunden, andere Leute ſchon ſeit zwanzig Jahren nicht mehr wollen.

Gegen einen andern Vorwurf glauben wir Herrn Wittmann vertheidigen zu müſſen. Man ſchreibt ſeinem Einfluß, zumal, da ihn nahe Bande der Verwandtſchaft an den Citoyen Mottu knüpfen, den communiſtiſchen Maire eines Pariſer Stadtviertels, und Eigenthümer der Zeitung „Le radical," welcher jetzt ein Vergehen à la J. B. Placht büßt — man ſchreibt ſeinem Einfluß die wahrhaft kindiſche Haltung der „Neuen freien Preſſe" vis-à-vis Frankreich zu — eine Haltung, welche durch berſerkerartige Ausbrüche gegen Alles, was nicht zu der Radicaille hält, dem politiſchen Anſehen dieſes Blattes, — wenn man von ſolchem überhaupt noch ſprechen kann, einen ebenſo großen Schaden zufügt, als der Ausfall der Reichsrathswahlen.

Wir glauben das nicht. — Herr Wittmann iſt ein Mann von Geſchmack — er muß es begreifen, daß und wie l ä c h e r l i c h die „Neue freie Preſſe" in den Augen Aller, durch ihre franzöſiſche Communiſtenpolitik, gepaart mit ihrem Conſervativismus in Oeſterreich wird.

Herr Julius Guttmann.

Der Herausgeber und Chef-Redacteur der heutigen „Morgenpoſt" iſt ſicherlich einer der geiſtreichſten Journaliſten Wien's, einer der journaliſtiſch-gebildetſten und auch der ſympathiſchſten. Wir hörten über ihn das Urtheil fällen: „Er iſt dermaßen gentlemanlike, daß man es vergißt, daß er ein Journaliſt iſt!" Leider hat auch er vergeſſen oder nicht gewußt, daß es etwas Anderes iſt, die erſte Violine in einem Orcheſter zu ſpielen, als eine Capelle zu dirigiren. — Er war dieſe erſte Violine beim „Tagblatt" und es dünkt uns, daß ſowohl er, wie das „Tagblatt" es bedauern, daß er es nicht mehr iſt. Jetzt iſt er der Capellmeiſter der „Morgenpoſt" — und da ſtockt und hapert es noch an allen Ecken und Kanten — vielleicht aus Urſachen, die nicht zur Competenz des Herrn Julius Guttmann gehören. Es wird ihm nicht unbekannt ſein, daß man von ſeiner Chef Redaction Außerordentliches erwartete, und mit ſeinem ſcharfen Verſtande muß er ſich ſelbſt ſagen, daß dieſe nur wenigen der Erwartungen, die man darin geſetzt, entſprochen hat. Die „Morgenpoſt" gehört nicht zu den gut redigirten Blättern Wien's und das müßte unbedingt bei einer Zeitung der Fall ſein, welche von einem Manne wie Julius Guttmann geleitet wird. Doch wir wagen hierüber kein Urtheil zu fällen, da vielleicht Factoren mitſpielen, von denen wir keine Kenntniß haben.

Ein Journaliſt wie dieſer konnte nur in einem Lande wie Oeſterreich ſich bilden, und ſeine Verwendung bei einem ſogenannten Wiener Volksblatte iſt an und für ſich

ſchon eine ihm ſchadenbringende Anomalie. Herr Guttmann weiß nämlich viel beſſer in England und Frankreich Beſcheid, als in ſeinem Heimatslande, und was England betrifft, iſt er, obgleich er wohl nie dageweſen iſt, eine Art von publiciſtiſcher Autorität, ſowie in Frankreich ſeine Kenntniß der politiſchen Perſönlichkeiten — obgleich er das Land nie geſehen — die des Herrn Wittmann, der es kaum verlaſſen, um ein Bedeutendes übertrifft. Ihm fehlt auch ein gewiſſer politiſcher Scharfblick nicht, beſonders für die großen, weltbewegenden Fragen, und ſein literariſcher Geſchmack iſt, obgleich vom Skepticismus angekränkelt, ein feiner und delicater. All' dieſe hervorragenden Eigenſchaften paſſen vortrefflich für den Redacteur eines Blattes, wie Wien ein ſolches leider nicht beſitzt, können aber Herrn Guttmann von wenigem Nutzen bei der „Morgenpoſt" ſein. Der Rahmen, in welchem er ſich ſchon beim „Tagblatt" bewegte, war eng genug, und hat ſich ſeitdem, obgleich er jetzt unumſchränkt waltet, noch verengert. Seine Schreibweiſe iſt ſehr glatt, und deshalb machen ſeine Artikel, wenn ſie nicht von hervorragenden Thatſachen berichten, auch ſelten mehr als einen vorübergehenden Eindruck.

Die Wiener Journaliſtik kann Herrn Guttmann zu ihren beſten Kräften zählen, und auch zu ihren achtungswertheſten Perſönlichkeiten. Er würde Außergewöhnliches zu leiſten im Stande ſein, wenn ihm das Terrain zur Verfügung ſtände, welches ihm in Wien bisher immer gefehlt hat und wohl ſtets fehlen wird — ein Weltblatt.

Herr Ferdinand Kürnberger.

Ein arabiſches Mährchen erzählt von einem Scheikh, welcher dem Profeten geſagt haben ſoll: „Wenn ich, wie Du, die ſieben Himmel geſehen hätte, wäre ich Profet wie Du" — Mohamed, um ihn zu beſtrafen, bat Azrael, den ſchwarzen Engel, dem Scheikh die Ewigkeit zu zeigen. Dieſer willfahrte den Bitten des Lieblings Allah's, ergriff den Läſterer beim Schopf und zeigte ihm den ſiebzigſten Theil einer Secunde lang, die Herrlichkeit des wahrhaftigen Gottes. — Was aber geſchah nun? Der Scheikh ward kein Profet, da ihm die Eingebung Allah's fehlte, jedoch auf ſein ganzes Weſen, Denken, Sinnen, Trachten und Schaffen ſpiegelte ſich jener Blick zurück, den er den ſiebzigſten Theil einer Secunde lang auf die Pracht Allah's gethan hatte.

Welches unbedachten Wortes halber Herrn Ferdinand Kürnberger einſt geſtattet wurde, einen Blick in die Häuslichkeit Apollo's und ſeiner Töchter auf dem Parnaß zu thun, können wir nicht ſagen; aber daß er ihn gethan, dafür zeugt die Aehnlichkeit ſeiner ganzen Gedankenrichtung mit der jenes ketzeriſchen Scheikh's.

Auch er iſt kein Profet unter den Federmenſchen geworden; aber welch' ein Unterſchied zwiſchen ihm und ihnen! — Man wird, wenn man ihn lieſt, zuerſt verblüfft, — man glaubt es mit einem wirklichen Dichter, man glaubt es mit einem Philoſophen zu thun zu haben; denn ein belebender Hauch von Poeſie, von Gedankenfülle durchſtrömt Alles, was er ſchreibt und Reminis-

cenzen tauchen vor unſerem Geiſte auf, als wenn wir uns in Geſellſchaft eines Claſſikers befänden. —

Es währt lange, ehe man ſich daran gewöhnt, ehe man inne wird, daß man es mit einem modernen Schriftſteller zu thun hat, der ſogar mehr wie nöthig, vom Journaliſten in und an ſich hat, der auch oft die Feder ergreift, ohne den Flügelſchlag der inſpirirenden Muſe zu vernehmen, der ſchreibt — weil Schreiben ſein bürgerliches Gewerbe iſt.

Man möge nicht denken, daß dies ein Vorwurf ſei; — wir conſtatiren einfach eine Thatſache. — Aber Herr Kürnberger's Leiſtungen, ob inſpirirt oder nicht, ſtechen dermaßen von denen ſeiner Collegen ab, daß ſie eine ganz beſondere Beachtung verdienen. Was ſie vor allem auszeichnet, iſt, daß ſie fertig ſind. Es mag dies ſeltſam klingen; aber wenn man die Tagesliteratur aufmerkſam betrachtet, wird man uns wohl verſtehen. Faſt Alles, was geſchrieben wird, ſcheint dazu eingerichtet, daß man davon ad libitum ſtreichen könne, eventuell auch hinzufügen. Dem perfideſten Redactionsrothſtift würde das, ohne das Ganze zu zerſtören, bei Kürnberger's Arbeiten nicht gelingen. Man glaube nicht, daß ſie dermaßen logiſch gedacht ſind, daß der nachfolgende Gedanke aus dem vorhergehenden faſt als ſelbſtverſtändlich hervorgehen müſſe, — nein! aber eine äußerſt fein gearbeitete und doch ſehr ſolide Wortkette feſſelt einen Satz dergeſtalt an den anderen, daß ſie faſt unzertrennbar ſind. Man möchte beinahe meinen, daß die Art und Weiſe der Kürnberger'ſchen Production gegen die Sucht des Streichens, der gewiſſe Redacteure huldigen, um ihre Autorität zu bekunden, gerichtet iſt.

Der Inhalt ſeines Schaffens kann unſerer Anſicht nach mit einem Wetterleuchten verglichen werden — ein Blitz, der nicht zündet. Man wird faſt von einer jeden ſeiner Arbeiten befriedigt; aber . . . von jeder hätte man mehr erwartet. Das Gefühl, welches ſeinen ganzen Gedankengang durchſtrömt, überträgt ſich momentan auf ſeine Leſer: man hört das Säuſeln des heiligen Haines — das Rauſchen des caſtaliſchen Quell's; — man bildet ſich, Gott weiß was, ein, was man noch zu hören bekommen wird . . . und zu ſpät bemerkt man — oft mit Unwillen, daß man ſich durch eine äußerſt geſchickte Inſcenirung hat täuſchen laſſen.

Man vergißt, daß Herr Kürnberger nur einen Blick in die Muſenheimat gethan hat, und man hat Unrecht, ihn mit jenen Gottbegnadeten zu verwechſeln, die in dem Reiche der lichten Pracht, ſtete und gern geſehene Gäſte ſind. —

„Doch — erzählt das arabiſche Mährchen weiter — „bemerkte man wohl, daß die Hand eines Engels den thörichten Scheikh berührt, denn er ward hochmüthig unter den Dienern Allah's und geberdete ſich, als wenn jedes Wort, das von ſeinen Lippen käme, die höchſte Weisheit wäre. Und ſtets ging er ſinnend und eigenthümlich über die Straßen und Plätze Balſoras, denn er wußte, daß er die Fremden, die zum Markte kamen, in Erſtaunen ſetzen würde, und daß ſie nicht umhin konnten, zu fragen, wer er ſei. Seinem Ohr aber war es ein Wohlgefallen, die Antwort zu hören: „Das iſt der berühmte Scheikh, der den ſiebzigſten Theil einer Secunde lang die Pracht Allah's erblickt hat." — Wenn aber ein Fremdling, Perſer oder Jude, fragte: „Nenne mir, Lieber, die Werke,

die jener Erwählte erſchaffen" — und der Scheikh die Antwort hörte: „Er hat wenig Nennenswerthes erſchaffen, und wird es auch wohl nicht mehr thun" dann ward er mißmuthig und ſchalt die Menſchen Thoren, die unfähig wären, ſeinen Werth zu erkennen." . . .

Leute, welche Herrn Ferdinand Kürnberger näher kennen, behaupten, daß er auch hierin dem Scheikh nicht unähnlich ſei.

Herr Dr. Carl von Thaler.

Als die Adjutanten des Czaren Alexander I. den Liederdichter Beranger im Jahre 1814 aufforderten, ihnen eines ſeiner neueſten Lieder vorzutragen, ſang er das ſeitdem ſo bekannt Gewordene, deſſen unſprünglicher Refrain lautete: J'aime qu'un Russe soit Russe — mais nous autres, soyons Français! — Ob dieſes Lied dem Herrn Dr. v. Thaler, der es in ſeiner Vielbeleſenheit ſicherlich kennt, nie Stoff zum Nachdenken gegeben hat?

Da wir in dieſen Skizzen keine Polemik führen, wollen wir das grobe Geſchütz gleich über Bord werfen und nicht das Beiſpiel jenes öſterreichiſchen Schriftſtellers und Edelmannes, Herrn Dr. Carl v. Thaler, nachahmen, der Allen denen ein Anathema zuſchleudert, welche nicht wie er für Preußen ſchwärmen. Wir begreifen dieſe Inclination ſeinerſeits vollkommen. Trocken und nüchtern, wie er iſt, fühlt er ſich da hingezogen, wo er den Sitz dieſer Eigenſchaft im öffentlichen Leben wähnt. Wir glauben auch nicht, daß die Sympathie ſich an eine geographiſche Grenze bindet, und daß der Begriff: Deutſchland einem Menſchen zu Kopfe ſteigen kann, wiſſen wir aus eigener Erfahrung. Aber Herr Dr. v. Thaler gehört nicht zu den Menſchen, welche das Fühlen Anderer nachzuempfinden fähig ſind. Von einem titanenhaften Dünkel beherrſcht, von der Größe ſeines eigenen Ichs wie berauſcht, wäre er, was Intoleranz der Meinungen betrifft, ganz gut fähig, dem Papſte mehrere Fluchlängen vorzugeben. Für ihn iſt Jeder, der nicht wie er denkt, beſon-

ders in Bezug auf Preußen, ein verwerfliches Subject, und ſeine Geiſtesverwirrung geht ſo weit, daß er von einem Manne, einem aus W i e n gebürtigen Journaliſten, ſprechend, der die preußiſche Politik bekämpfte, ihn ein „vaterlandsloſes Individuum“ nannte.

In dieſem Stadium hört jede Beurtheilung eines Menſchen auf; — wie kann man da einen kritiſchen Maßſtab anzulegen verſuchen, wo jeder Arzt kalte Douchen verordnen würde, und ſein letztes Product in der „N. Fr. Preſſe“, die ſchmähliche und ſchlecht geſchriebene Skizze: „Eine ſeltſame Frau“, zeigt deutlich, daß die Aerzte ſchon zu lange gezögert haben.

Seine literariſche Bildung überſteigt die der meiſten Feuilletoniſten Wiens, auch trachtet er fortwährend, dieſelbe zu vermehren. Freilich werden dieſe koſtbaren Eigenſchaften, welche wir ihm zuerkennen müſſen, in ſeinen Arbeiten ſtets durch einen Unfehlbarkeitsdünkel, der faſt immer komiſch wirkt, getrübt. Er erinnert uns an jenen Menſchen, von dem Alphons Karr ſo ergötzlich erzählt und deſſen ſtehende Redensart war: „Cet homme a raison — il est de mon avis!“

Doch alle ſeine literariſchen und journaliſtiſchen Qualitäten — ſelbſt ein Band Gedichte, den er herausgegeben — werden bei ihm von der Preußenfrage in den Hintergrund gedrängt. Wie dem edlen Ritter von der Mancha die Schönheit der Donzella von Toboſo dermaßen über Alles ging, daß er faſt in den letzten Zügen noch ihre Reize pries, wird auch Herr Dr. v. Thaler, wenn er unterliegt, einſt ſeinem unebenbürtigen Gegner – vielleicht Herrn Gans v. Ludaſſy — zurufen: „Stoßt mich nieder, Ritter! — aber Treuen-

brietzen iſt doch die ſcheenſte Jejend in Deutſchland!"

Dieſer „ſeltſame Oeſterreicher" iſt erſt vor Kurzem zu der „N. Fr. Preſſe" zurückgekehrt und die, welche wußten, was zwiſchen ihm und Herrn Etienne vorgegangen war, erklärten dies für eine beiderſeitige Characterloſigkeit. Andere ſprachen Herrn v. Thaler von dieſem Vorwurf frei und meinten, daß auch hierbei die preußiſche Frage eine Hauptrolle ſpiele, da nach Thaler's Meinung die „N. Fr. Preſſe" die preußiſchen Intereſſen beſſer vertrete als die „Deutſche Zeitung".

Eine letzte Bemerkung über Herrn v. Thaler und ſeine Preußen-, oder wie er ſie wohl verſchämt nennen wird: ſeine Deutſchſchwärmerei. Es gibt in Wien eine große Anzahl von Preußen, die Alles daran ſetzen würden, damit ihr Vaterland geachtet, geliebt und geehrt in Oeſterreich werde, und ein unzerreißbares Freundſchafts-bündniß es an Oeſterreich knüpfe. Dieſe ſind die Erſten, welche Leute vom Schlage Herrn von Thaler's zurückweiſen, und die ihm den Refrain des Beranger'ſchen Liedes ſtets vorhalten werden: „J'aime qu'un Russe soit Russe!"

Herr Conſiſtorialrath Albert Wieſinger.

Wir erklärten beim Beginn dieſer Veröffentlichung, daß wir uns gewiſſermaßen in dem Wiener Federduelle als Secundant betrachten, deſſen Aufgabe es ſein müſſe, die gegenſeitige Fechtart zu richten. Unſere Unparteilichkeit fordert von uns das wahrlich nicht leichte Opfer, daß wir den wunderlichen Heiligen, der die „Kirchenzeitung" und den „Volksfreund" mit einem zwar crapuleuſen aber unleugbaren Talente redigirt, gegen ſeine Widerſacher — und das iſt die Geſammtpreſſe — nicht allein in Schutz nehmen — ſondern, leider Gottes, ſogar vertheidigen müſſen.

Einer gegen Alle! — Das iſt ein großer Ausſpruch, der vielen Sünden Verzeihung gewähren muß. Kann man es dem Knirpſe David verargen, daß er ſich die ſchwächſte Seite des Rieſen Goliath zum Ziele ſeines Steinwurfes auserſah? Sicherlich nicht. — Und die ſchwache Seite des Wiener Journalismus iſt nun einmal zweifelsohne das Uebergewicht des Judenthums in demſelben. Darf man es alſo dem gegen die ganze Preſſe kämpfenden Manne vorwerfen, daß er ſtets dahin zielt, wo er ſicher iſt, immer einen zu treffen? Nein, wahrlich nicht! — Und befolgen die anderen Blätter denn nicht dieſelbe Kampfart? Sind z. B. „Tagblatt", „Vorſtadt-Zeitung", „Morgen-Poſt", „Extrablatt" — ja ſogar die großen Blätter nicht augenblicklich darüber einig, daß, wenn der gerichtliche Theil der „Wiener Zeitung", einen Baron oder Grafen wegen eines verfallenen Wechſels

ſucht, — dieſe Notiz unter zehn anderen herauszuſuchen und mit einer geiſtreichen Ueberſchrift wie: „Schon wieder ein Graf, der nicht zahlt“ zu verſehen? Und kann man es da Herrn Wieſinger verdenken, wenn er augenblicklich replicirt, indem er irgend eine Geſchichte aus einem Kronlande mit der Ueberſchrift bringt: „Schon wieder ein Jude, der betrügt.“ — Wer in dieſem widerlichen Streite dieſe Kampfart eingeführt hat, iſt gleichgiltig — ſie aufgeben kann der Einzelne nicht.

Ja, ſie iſt widerlich — ſie iſt erbärmlich dieſe Art der Polemik; ſie iſt mehr als das — ſie iſt dumm! Will man etwa beweiſen, daß es Cavaliere gibt, die ihre Wechſel nicht zahlen, oder Juden, die Betrüger ſind? Eben ſo geiſtreich wäre es, den Beweis zu führen, daß das Waſſer der Donau naß iſt! Und dann, wie würdigt das das Anſehen der Preſſe bis zum Niveau des Straßenpflaſters bei Regenzeit herab! — Herrn Wieſinger müſſen wenigſtens mildernde Umſtände gewährt werden, daß er dieſes traurige Syſtem befolgt, aber, daß Blätter von der politiſchen Bedeutung des „Tagblatt“ z. B. ſie nachahmen, ſcheint uns unverzeihlich.

Was das Capitel der allzugroßen Anzahl jüdiſcher Journaliſten in einer Hauptſtadt betrifft, ſo müſſen wir dabei einer wunderbaren Prophezeihung gedenken, welche wir in einem ſeitdem längſt verſchollenen norddeutſchen Blatte vom Jahre 1837 oder 1838 laſen. Es war ein Aufruf an die preußiſche Regierung und eine Stelle lautete wörtlich:

„Gebt den Juden ihre bürgerliche Freiheit, ihr Recht, jede Carrière zu ergreifen, jedes Amt zu bekleiden;

aber gebt ihnen das, ehe es zu ſpät wird, denn ſonſt wirft ſich ihre nie raſtenkönnende Intelligenz auf die Preſſe und in wenigen Jahren wird dieſe und mit ihr die öffentliche Meinung verjudet ſein."

Hätte ſich der Herr Conſiſtorialrath Wieſinger, wenn er die Prophetengabe und mit ihr freiſinnige Inſtincte beſäße, vielleicht anders ausgedrückt? Nein — und doch war der Artikel, den wir citiren, von einem der Heroen der deutſchen Literatur unterzeichnet, von einem Manne, der ſogar das Judenthum dramatiſch idealiſirt hat — von einem der Gründer Jungdeutſchlands . . . von Carl Gutzkow.

Möge ſich der Wiener Journalismus hierin den Pariſer und Berliner Journalismus zum Muſter nehmen. Beide hatten und haben ihre Wieſinger — ſelbſt im vergrößerten Maßſtabe, dort Louis Veuillot und ſein „Univers", hier den Caplan Majunke mit der „Germania". In Paris wie in Berlin fing das Gefecht mit der Mehrzahl der Preſſe mit ekelhaftem Geſchimpfe an, in welchem ſich Veuillot ſogar bis zu einer gewiſſen Claſſicität erhob. Bald bemerkten, in Berlin hauptſächlich, die liberalen Blätter, daß die Sympathien der Maſſen ſtets auf Seiten deſſen ſind, der viele Gegner bekämpft — und ſie überließen die Figur des Caplan Majunke dem „Kladderadatſch" und den „Weſpen", während ſie mit der „Germania" ernſt und gemeſſen polemiſirten. Es geſchah, was hier geſchehen müßte, wenn man mit dem „Volksfreund" eben ſo verfahren würde. Die „Germania" ſtellte das Schimpfen ein, und iſt heute, ſowie der „Univers" in Paris eines der bemerkenswertheſten und zweifelsohne beſtredigirten Blätter Berlins.

Was Herrn Wieſinger ſelbſt betrifft, ſo iſt er ſo achtungswerth, wie ein Mann es verdient zu ſein, der ſeiner Ueberzeugung zu Liebe ſelbſt das Opfer des geſellſchaftlichen Anſtandes bringt. Er iſt einer der talentvollſten Journaliſten Wiens und beſitzt ein Quantum von poſitivem Wiſſen, welches — in Geſchichte beſonders — das der meiſten ſeiner Wiener Collegen überragt. Es iſt jammerſchade, daß ein Polemiſiren, vor dem ſelbſt die Druckerſchwärze erröthen müßte, die Feder des Herrn Conſiſtorialrathes zwingt, ſich ihrer wahren Sphäre zu entfremden.

Hoffen wir, daß es einſt anders werden wird! — aber wir wiederholen es: die Ausnahmsſtellung des „Einen gegen Alle" entbindet den Redacteur des „Volksfreund" der Verpflichtung, zuerſt das Terrain zu verlaſſen, auf dem ihm ſeine Collegen der liberalen Preſſe vorangegangen — oder vielleicht auch nur gefolgt ſind.

Herr Anton Langer.

Die Berechtigung eines Volksjournaliſten im Sinne und im Genre des Herrn Langer ſcheint uns ſehr zweifelhaft und daher halten Fremde, welche den „Hans Jörgel“ zum erſten Mal in die Hand bekommen, denſelben ſtets für ein ſatyriſches Blatt; dermaßen ſcheint es ihnen unbegreiflich, daß man dem Volke dienlich zu ſein glaubt, indem man, anſtatt ſeine Intelligenz bis zu der des Journaliſten heraufzuziehen, die des Journaliſten bis zum Niveau der unterſten Schichten hinabzerrt.

Doch das ſind Meinungsverſchiedenheiten. Es gehört auf jeden Fall ein, wenn auch eigenthümliches, doch nicht unbedeutendes Talent dazu, um allwöchentlich eine Nummer im Styl und im Sinn des „Hans Jörgel“ zu componiren. Viel mag auch die Gewohnheit dazu thun; man lebt ſich nach und nach dermaßen in das Triviale ein, daß — dünkt uns — man es zuletzt ſelbſt nicht mehr empfindet, wie trivial man iſt. Der „Hans Jörgel“ hat ſeine eigene Art, man kann es nicht leugnen und da er den groben Volkston ſo täuſchend wie möglich nachzuahmen ſucht, ſo bedient er ſich desſelben auch zu Zwecken, die ſein Abonnentenkreis nicht ahnt. Außerordentlich gut ſchickt ſich dieſer Ton zu Reclamen. Wenn z. B. Herr X. ſeine Fabricate in dieſem Volksblatte geprieſen haben will, ſo erſcheint die Reclame unter einer Form, welche die wahrſcheinlich ſehr theuer honorirte Anpreiſung nicht errathen läßt. Eine Anfrage wird fingirt und „Hans Jörgel“ antwortet in ſeiner bekannten mürriſchen Manier: „Was unſereiner

auch alles wiſſen ſoll! Wo Sie die und die Fabricate am beſten kaufen? Wir haben mehr zu thun, als uns um Alles, was in Wien erzeugt wird, zu kümmern. Unſertwegen gehen Sie zu Herrn X., der Mann genießt den Ruf eines ſehr ſoliden Fabricanten, aber vor allen Dingen verſchonen Sie uns mit derlei Anfragen, da — wie geſagt — wir keine Zeit zu ſolchen Beantwortungen haben und andererſeits „Hans Jörgel" Niemandem Reclame macht." — Und nun iſt das „ſouveräne Volk" davon überzeugt, erſtens: daß der „Hans Jörgel" ein ganzer Kerl iſt und nie Reclamen macht, zweitens: daß die Fabricate des Herrn X. ganz ausgezeichnet ſein müſſen, da ihr Ruf bis zum „Hans Jörgel" gedrungen iſt, der ſich um ſo etwas zu kümmern keine Zeit hat.

Man täuſcht ſich jedoch, wenn man glaubt, daß dieſes Blatt einen Einfluß auf ſeinen Leſerkreis ausübt. Selbſt in den niederſten Schichten, wo ſeine Lectüre allwöchentlich ein wahres Gaudium iſt, betrachtet man den „Hans Jörgel" von der launigen Seite und es ſcheint uns, als wenn das nicht die Intention des Herrn Langer wäre.

Eine zweite Seite dieſes Herrn in der Tagesliteratur iſt die des Romanſchreibers und hier tritt er uns in einer ganz anderen Bedeutung entgegen, als im „Hans Jörgel." Freilich muß man, um ihn zu beurtheilen, augenblicklich den äſthetiſchen Maßſtab fortwerfen und ihn nur als den Verfaſſer der bekannten Sitten- und Schauer-Romane beurtheilen — ein Genre, welches Eugène Sue zuerſt populär gemacht hat. Herr Langer beſitzt eine außergewöhnliche Fertigkeit, Schauerſcenen mit prickelnden Details zu erfinden und die Spannung der Leſer von Nummer zu Num-

mer zu ſteigern. Da dies der einzige Zweck dieſer Art von Romanen iſt und die religiöſe und ſociale Frage darin eine vollſtändige Schablone wird, ſo kann Herr Langer von ſich behaupten, daß er etwas Vollendetes leiſtet. Aber auch ihm können wir den Vorwurf der Schmeichelei des „ſouveränen Volkes“ nicht erſparen, den wir bereits Herrn O. F. Berg machten, und in unſeren Augen iſt und bleibt ein krummer Rücken ſtets ein krummer Rücken; — ob er nun vor einer Excellenz oder irgend einem „Schani“ gemacht wird, iſt gleichgiltig.

Auch als Dramatiker hat Herr Anton Langer einen nicht unbedeutenden Ruf und mehrere ſeiner Stücke ſind auf ſogenannten Volksbühnen zu Repertoireſtücken erſten Ranges geworden. Unſeres Erachtens nach iſt ſein letztes, am Carltheater halb und halb durchgefallenes Stück „Wolfgang und Conſtanze“ das Beſte, was er je geſchrieben hat und würden wir uns aufrichtig freuen, wenn er ſich durch dieſen Mißerfolg nicht zurückſchrecken ließe und ein Genre weiter cultivirte, welches eine ganz andere Berechtigung hat, ein literariſches genannt zu werden, als Alles, was er bisher geſchaffen.

Herr Langer hat, wie man ſieht, in ſeiner Qualität als „Volksſchriftſteller“ das Ding an allen Ecken angefaßt. Ob und welchen Vortheil oder Nachtheil eben dieſes Volk von ſeiner raſtloſen Thätigkeit gezogen — dieſes zu beurtheilen, iſt hier nicht der Ort und liegt überhaupt außerhalb unſerer Competenz.

Man behauptet in Frankreich, daß die Romane von Eugène Sue nicht ohne Einfluß auf den 24. Februar 1848 geweſen ſind; — wer weiß, ob man nicht einſt von dem

Genre der Literatur, deſſen Hauptvertreter Herr Anton Langer iſt, dasſelbe ſagen wird. — Wir wollen freimüthig hier unſere und vieler aufmerkſamer Beobachter der unteren Volksſchichten Anſchauung niederſchreiben: Es riecht in Wien gewaltig nach Petroleum!

Herr Dr. Hermann Voget.

Genießt in Deutſchland — natürlich in liberalen Kreiſen hauptſächlich — eines makelloſen Rufes als Mann, eines ausgezeichneten als Journaliſt, wird von der retrograden Partei ſelbſtverſtändlich bekämpft, aber nicht mißachtet; von jenem Zwittergelichter jedoch, welche ſich im Reich: Nationalliberale nennen, auf's Heftigſte — ja auf's Gemeinſte angegriffen! — Alles dieſes ſichert ihm die Sympathie der ehrlichen Leute aller Parteien.

Sein Vaterland verlieren! — Wer den Gedanken ruhig ertragen kann — bei Gott! der hat nie ein Vaterland gehabt! — Herr Dr. Voget iſt ein Schleswig-Holſteiner; — in der Schwärmerei für Deutſchland hat er ſeine Kindheit und Jugend verträumt, und als er eines ſchönen Morgens erwachte — war er ein Preuße! Da ſtieg ihm der Zorn zu Kopfe, er ergriff eine Feder und ſchwur ſein delenda Carthago.

Er hat den Schwur gehalten, — er kämpft unabläſſig gegen das ihm bis in's Innerſte der Seele verhaßte Preußen — und wir kennen unſererſeits einen Preußen — den beſten Preußen, den wir je gekannt haben, — der lieber ſeine kräftigen Angriffe lieſt, als die lendenlahme Vertheidigung Anderer.

Iſt es denn ſo ſchwer — überhaupt ſchwer, einem ehrlichen Gegner Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, ihn zu achten, wenn er achtenswerth iſt und beſonders: ſich auf ſeinen Standpunkt zu ſtellen? Uns iſt das ſtets kinderleicht erſchienen und haben wir nie begreifen können, daß es Anderen eine Titanenaufgabe dünkt.

Herr Dr. Voget iſt ein tüchtiger, mit einer gründlichen, norddeutſchen Bildung ausgerüſteter Journaliſt — er iſt mehr, er iſt ein muthiger, überzeugungstreuer Journaliſt, der im ſicheren Redactionsbureau des „Neuen Fremdenblatt“ ebenſo ſchreibt, wie im Feldlager Manteuffels und des Herzogs von Meklenburg — der ſich ruhig ausweiſen läßt, ſeine Stellung — ſein Brod, ſeine Hoffnungen verliert und in der neugewonnenen Zufluchtsſtätte um keinen halben Ton ſeinen Preußenhaß in die Höhe ſchraubt.

Solche Männer braucht die Wiener Journaliſtik! Ob Preußenhaßer oder Preußenfreunde iſt gleichgiltig, ebenſo wie es gleichgiltig iſt, ob ſie mehr oder weniger liberal, mehr oder weniger conſervativ geſinnt ſind. Die Wiener Journaliſtik braucht Männer wie Herrn Dr. Voget, die ſich durch nichts von der Meinung, die ſie ſich gebildet, ableiten laſſen, als durch die augenſcheinliche, ſelbſtgeprüfte Wahrheit. Heute — wo Heroen der Wiener Journaliſtik wie Daniel Spitzer und Carl von Thaler, nachdem ſie Herrn Etienne und die ganze „N. Fr. Preſſe“ in den Koth gezerrt — zur „N. Fr. Preſſe“ zurückkehren, weil die „Deutſche Zeitung“ ihre Honoraranſprüche nicht mehr befriedigen kann — verlangen Diejenigen, welche einen Begriff von dem Werthe der Preſſe für einen Staat haben, vor allen Dingen nach Männern. Das Geiſtreich- oder Witzigſein kommt erſt in zehnter Reihe. Der Staat ſteht am Rande des materiellen Ruins — nur Männer können ihn retten, können publiciſtiſch zu ſeiner Errettung beitragen — nicht aber jene Pſeudoſchriftſteller, welche es ebenſo gut ver-

dienen, mit einem Büchlein verſehen zu werden wie die dames du fossée.

Herr Dr. Hermann Voget, trotz der großen und ſeltenen Eigenſchaften, die wir — obgleich ſein entſchiedener politiſcher Gegner — keinen Augenblick gezögert haben, ihm zuzuerkennen, hat Unrecht gehabt, die Redaction eines Wiener Blattes, wie es das „Neue Fremdenblatt" iſt, zu übernehmen. Ein Soldat, wie er, muß ſtets auf Vorpoſten ſtehen! — Nur die Schwächlichen und Kranken liegen im bombenfeſten Lazareth. Sein Platz iſt in . . . Berlin. Ein Mann, wie er, fürchtet keinen Staatsanwalt — und wenn auch, für einen Mann, wie er, iſt es beſſer, am Herzen des Feindes unterzugehen, als . . . außerhalb der Schußweite zu gedeihen.

Herr Profeſſor Joſef Bayer.

Unſeres Erachtens nach der bedeutendſte Theaterkritiker Wiens, weil er am ſtrengſten ſeiner *eigenen* Meinung folgt. — Die Wiener Journalverhältniſſe ſind derart durch die finanzielle Schwindelepoche in den Marasmus des Nepotismus geſunken, daß ein Journaliſt, der *ſeiner eigenen Meinung* iſt, ſchon zu den Phänomenen gezählt werden muß.

Und Herr Profeſſor Bayer iſt einer von den Wenigen, die überhaupt eine Meinung haben, und dieſe in dem beſcheidenen künſtleriſchen Rahmen durch Nichts beeinfluſſen laſſen. Er hat das Theater zu ſeinem Specialſtudium gemacht und was er darüber ſchreibt — ob es nun mit unſerer und des Leſers Meinung übereinſtimmt, iſt ja gleichgiltig — zeugt von ſtrengem Studium, von gewiſſenhaftem Durchdachtſein der Materie. Aus jeder ſeiner Kritiken kann der Dichter, oder der Darſteller *etwas* lernen, und das iſt ein unberechenbarer Vortheil.

Stets, in Folge ſeiner Profeſſur, in Geſellſchaft von Claſſikern lebend, geht ihm ſo ziemlich das Verſtändniß für die modernen Pygmäen des Dramas ab. Wir begreifen das leider! Die Invaſion der Bühne durch den ſpitzfindigen, geiſtesſcharf- und geiſteseckigen Semitismus hat ihn überrumpelt, denn in ſeinem helleniſchen Formencultus huldigt er noch immer der tauſendjährigen Theorie: Was kann Gutes aus Nazareth kommen? — Der Nazarenismus aber, möge es Herr Profeſſor Bayer wollen oder nicht — iſt eine Macht geworden, die man wohl be-

kämpfen kann, die man aber nicht ignoriren darf, wie er es thut. Das iſt die ſchwache Seite ſeiner Kritiken. Ein Recenſent, der die Kritik des zweitbedeutendſten Blattes Wiens, der „Preſſe“ leitet, müßte z. B. wiſſen, daß die meiſten der Mitglieder des Wiener Stadttheaters Juden ſind — müßte wiſſen, daß Daviſon es wohl verſtand, einen großartigen Menſchen darzuſtellen — nie aber einen großen wie Emil Devrient, daß er alle menſchlichen Ecken kannte, nie aber ſeinen Arm zu runden verſtand wie Jener. In der Kunſt gibt es keine ſchrofferen Gegenſätze als den Nazarener und den Hellenen, ja ſogar in der Literatur; und wenn Herr Profeſſor Bayer daran zweifelt, möge er den Salluſt oder Sueton mit dem Joſephus vergleichen — erſtere wirkliche Geſchichtsſchreiber — der Andere ein, was wir heute Feuilletoniſt nennen würden. Von dieſem Standpuncte aus müßte er die moderne Production und Darſtellungsweiſe betrachten.

Noch einen Vorwurf müſſen wir dem Leiter der Kritik in der „Preſſe“ machen. Er iſt manchmal verhindert, die Feder ſelbſt zu führen. — Dann warten Kritiker von der Bedeutung des Herrn Prof. Bayer, bis es ihnen möglich iſt, ſelbſt zu loben oder zu tadeln. In der „Preſſe“ iſt ein anderer Brauch, für den wir Herrn Bayer verantwortlich machen müſſen, und der Viele der Leſer daran zweifeln läßt, ob er ſeinen Beruf auch wirklich ernſt auffaßt. Wenn er verhindert iſt, ſelbſt zu recenſiren, delegirt er einen der literariſchen Hausknechte der Redaction, einen jener „grünen Jungen“, die gewöhnlich in unüberwindlichem Kampfe mit der Grammatik auf dem Gymnaſium untergegangen ſind, und ſeitdem alles, was ſie nie erlernt,

wieder vergeſſen haben, um anſtatt ſeiner ein Urtheil zu fällen. Begreift denn Herr Profeſſor Bayer nicht, daß ſolche Stellvertreter *ihn* compromittiren, und daß Autoren und Darſteller ſich beleidiget zu fühlen ein *Recht* haben, von einem kauderwelſchenden Gerichtsreporter gelobt zu werden?

Doch der journaliſtiſche Skepticismus, den die Finanzperiode über Wien heraufbeſchworen, iſt dermaßen unheilbringend, daß die Feder nicht mehr an die Hand glaubt, die ſie führt. Wir ſelbſt hörten einſt einen der einflußreichſten und talentirteſten Journaliſten Wiens ſagen: „Was liegt daran, was ich ſchreibe — es glaubt es ja doch Niemand — und wer es glaubt, der verdient *nicht*, daß man mit ihm rechne!“

Möge ſich Herr Profeſſor Bayer von dieſem unglückſeligen Wahne — wenn er ihm überhaupt huldigt — heilen laſſen. — Seine Kritiken, wir wiederholen es, greifen tiefer, als er es ſelbſt glaubt. Deshalb iſt er Einer von den Wenigen, die berufen ſind, über Theater zu ſchreiben, *ihm iſt ein Pfand anvertraut*, und — man möge uns verzeihen, wenn wir Hellas mit Nazareth, die Bibel mit Homer vermiſchen: Die Muſen werden ihm einſt Rechenſchaft abverlangen, *wie* er damit gewuchert, wie er ihre Rechte gewahrt hat.

Herr M. Bechhöfer.

Der Stillſtand, welchen der Wiener Journalismus ſeit Mai in ſeiner materiellen Entwicklung erlitten, hat das Gute hervorgebracht, daß befähigte Journaliſten ſich nicht ganz ſo ſehr wie ehedem von den ſogenannten volkswirthſchaftlichen Redacteuren in den Hintergrund gedrängt ſehen. Die Herausgeber klammern ſich an die Talente, da ſie es zu begreifen anfangen, daß ſie ſonſt von den Abonnenten im Stich gelaſſen werden. — Vordem waren Talente ein Luxus, den ſich einige Blätter wohl gönnten; jedoch ſtets zum Aerger der Adminiſtration, die dergleichen Allotria nie zu begreifen fähig war.

Herr Bechhöfer iſt einer jener talentvollen Journaliſten, welche man als „erſte Kraft" eines Blattes betrachten muß. Er ſchreibt im „Neuen Wiener Tagblatt" faſt täglich einen Leitartikel, — und was mehr iſt, dieſe Arbeit gelingt ihm manchmal ſehr gut. Man ſieht, daß er viel gelernt hat, viel lieſt und ſtets au courant der momentanen Zeitſtrömung iſt. Die Richtung des Blattes — und wenn es auch nur eine vorübergehende iſt — iſt ſtets ſeine eigene Richtung und er bleibt ihr in allen Schwankungen treu. Dies iſt ſelbſtverſtändlich ein Vortheil für die Homogenität eines Blattes; aber erdrückt die Individualität des Journaliſten. Das iſt leider überall ſo in Deutſchland, und nur engliſche Blätter wagen es, ihren Mitarbeitern vollſtändige Geiſtesfreiheit zu geſtatten. Und deshalb iſt auch die engliſche Preſſe die erſte der Welt, und der Journaliſt genießt ein geſellſchaftliches Anſehen, wovon

man ſich in Wien nichts träumen läßt. — Die „Times" ändert manchmal drei Mal in der Woche ihre Anſicht über eine Frage; aber dann ſind es drei verſchiedene Federn, welche ihre Meinung verfechten, frei und offen, wie es ſich geziemt.

Wenn ſich der Fall in Wien ereignet, ſo iſt es gewöhnlich derſelbe Redacteur, der die Schwenkung beſorgt und ſeine Hauptaufgabe iſt, dem P. T. Publikum begreiflich zu machen, — daß das *eigentlich* gar keine Schwenkung ſei. — Faſt kein Wiener Blatt hat den Muth ſeiner *eigenen Meinung* und noch viel weniger die Journaliſten. Und das iſt der innere Tod des Journalismus, der ſich ſtets unfähig zeigen wird, etwas Dauerhaftes zu ſchaffen, ſo lange der Journaliſt ſich dazu hergibt, den Intereſſen eines Herausgebers, einer Actiengeſellſchaft oder gar einer Bank zu dienen, und nicht den Weg, den *er* für den beſten und den allein wahren hält, zu gehen. Wenn der Wiener Journalismus ſich reorganiſiren will, ſo lege der Journaliſt ſich ſelbſt die Verpflichtung auf, jeden Artikel zu unterzeichnen, und noch ſo vortheilhafte Engagements auszuſchlagen, wenn ihm nicht ſeine Meinungsfreiheit, und die Mittel, dieſelbe kund zu geben, gewährleiſtet werden. — Jetzt ſind die Herausgeber, ungerechter Weiſe, eine Macht in Oeſterreich. Dann würden es und mit ganz anderer Berechtigung die Journaliſten werden, und es wird ihnen gelingen, das zu erreichen, wonach ſie Alle im Beginn ihrer Carrière geſtrebt haben: die unbedingte Hochachtung ihrer Mitbürger und das Bewußtſein tapferer Ringer im Geiſteskampfe des Volkes geweſen zu ſein — fleißige Arbeiter an der fortſchrittlichen Entwicklung des Staatenbaues.

Wenn ſolche Verhältniſſe einſt in Oeſterreich ſich heimiſch machen, — woran wir allerdings zweifeln, — dann wird der wahre journaliſtiſche Werth des Herrn Bechhöfer anerkannt, und ſein Name wird, unſeres Erachtens nach, unter den Beſten genannt werden. — So wie heute die Verhältniſſe liegen, iſt es faſt ganz gleichgiltig, ob Herr Bechhöfer mehr Talent, Fleiß und Beleſenheit, als viele ſeiner Collegen beſitzt, oder nicht.

Herr Eduard Kulke.

Ein Mann, der, ſobald es ihm möglich war, den Journalismus, gleich einem fleckigen Gewande, von den Schultern riß und ſich dem ſchriftſtelleriſchen Schaffen ergab, verdient im Voraus ſchon unſere ganze Achtung und Sympathie, auch wenn ſein Schriftſtellerthum ſich nicht durch hervorragende Eigenſchaften auszeichnete, wie das Eduard Kulke's.

Wir ſprachen früher einmal von der Gedankenarmuth unſerer literariſchen Epoche. Hier haben wir einen „reichen Mann" vor uns. Kulke begnügt ſich nicht mit dem Anderen *Nachgedachten*; wir finden in einem jeden ſeiner Werke eine *ihm* gehörende Idee. Er iſt kein Bearbeiter, — er iſt ein Schöpfer.

Von dieſem Standpuncte aus betrachtet, muß das literariſche Urtheil über ihn gefällt werden, und wird man es leicht begreifen, wie ſchwer ihm das *Durchdringen* beim Publicum wird. Und auch die Qualität ſeiner Gedanken erſchwert es ihm, das Ziel zu erreichen, welches ein jeder Schriftſteller im Auge hat — den Erfolg. Es ſind, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, keine Tagesgedanken; nicht jenes landläufige Etwas, welches wie die Guldenzet el von Hand zu Hand geht und nur einen conventionellen Werth hat. Es ſind *Metalle*, die er ſeinem Geiſte entnimmt, und wenn ſich auch über den Werth derſelben ſtreiten ließe, — daß ſie Werth haben, darüber iſt Niemand im Zweifel.

Kulke iſt ein Philoſoph — ein Denker. Darin liegt ein groſer Theil ſeines intranſigenten Werthes, aber da

iſt auch wiederum die Achillesferſe ſeiner Dichtungen. Die Phantaſie, die loſe Dirne, flieht den Denker für gewöhnlich. Nur dem literariſchen Roué — wie alle ihresgleichen — bewahrt ſie den Glanz ihrer Farbenpracht, nur ihn hüllt ſie in duftende Wolken und ſetzt ihm die demanten- und ſmaragdenglitzernde Krone auf die Stirn. — Kulke's Dichtungen, von Gedankenfülle ſtrotzend, entbehren faſt jeglichen Schmuckes der Phantaſie — ſie ſind farbenarm und werden deshalb nur einem denkenden Publicum zum Genuß werden. — Und daß ein ſolches Publicum heute eine verſchwindende Minorität bildet, — darüber muß ſich Herr Kulke wohl klar ſein.

Für Minoritäten ſchreiben — ſich mit dem hochmüthigen Bewußtſein tröſten, daß man den Beſten genüge, kommt für den Dichter einer Verleugnung ſeines Berufes gleich. — Herr Kulke, wenn er das erreichen will, wonach wir alle ſtreben, muß ſich von der Gedankentyrannei die ihn beherrſcht, emanicipiren. Er muß der Form, der Farbe dem Klange gerechter werden. — Himmelhohe Granitmaſſen ſind wohl großartig ; aber im grünen frucht- und blumenreichen Thale wohnen die Menſchen am liebſten. Er möge es bedenken.

Nach dem eben Geſagten wird man begreifen, daß Eduard Kulke als Muſikkritiker ein großer Wagnerverehrer iſt. Seine Kritiken im „Vaterland" gehören zu den geſuchteſten Wien's und wollen wir hoffen, daß der ſtrahlende Gott — der ein Antiwagnerianer ſein muß, wenn er wirklich der Vater der Muſen und nicht nur der Gemahl Memnoſynens war — wir wollen hoffen, daß er einſt auch Herrn Kulke ſeinen Marſyas-, wir

meinen ſeinen Wagner-Cultus verzeihen wird, weil er ein Dichter geweſen.

Doch wohin haben wir uns bei der in Wien modewerdenden Wagnerſchwärmerei verirrt? In welches Weſpenneſt hat unſere leichtſinnige Feder ihre Spitze geſteckt?

Denn wißt es, Leſer — Don Spavento, der, wie bekannt, ſelbſt die Frau Hekate, des Gottſeibeiuns ureigene Großmutter, nicht fürchtet, geht jedem *richtigen* Wagnerianer auf hundert Schritte aus dem Wege!

Dichternaturen, wie die des Herrn Kulke, würden erſtarren, wenn ſie einſt die letzte Conſequenz des Wagnerianismus in einem lebenden Menſchen zu Geſichte bekämen!

Herr Eduard Hügel.

Ein ehrlicher — ein anſtändiger Mann und Herausgeber einer Zeitung, der „Conſtitutionellen Vorſtadt-Zeitung". Ein Mann, der in dem Bewußtſein lebt, daß es wirklich eine Wohlthat für den Mann aus dem Volke iſt, wenn er alle Morgen die „Conſtitutionelle Vorſtadt-Zeitung" lieſt, und der, da ſeine Mittel es ihm erlauben und er nicht gerade ſchlecht dabei wegkommt, gerne zum Wohlthäter des Volkes wird. — Herr Hügel und ſein Blatt haben einen vormärzlichen Parfüm, den zu tadeln uns faſt eine Impietät dünken würde. Nichts Friſches, nichts Jugendliches herrſcht in dem Blatt; — Alles erſcheint greiſenhaft — aber liebenswürdig, wie gewiſſe Greiſe es zu ſein verſtehen.

Man wird einſt ein Märchen erzählen von einem Wiener Blatt, welches 1848 eingeſchlafen iſt, — blutroth war — und ſchneeweiß-demokratiſch nach fünfundzwanzig Jahren wieder erwachte. Das wird die „Vorſtadt-Zeitung" ſein.

Herr Hügel genießt und verdient alle Sympathien des Wiener Journalismus. Er iſt ſtets heiter und guter Dinge und einer der Wenigen — wenn nicht der einzige Herausgeber einer Wiener Zeitung, über den ſich nie ein Journaliſt beklagt. Ehre dem Manne!

Aber Zeit wäre es vielleicht doch, daß ein anderer Ton, ein friſcheres Leben, oder gar nur L e b e n in dieſes Blatt käme; denn es iſt die Zeit der Wunder und Mirakel und es würde eine arge Stockung im öffentlichen Verkehr

ſein, wenn eines ſchönen Morgens die 20.000 Abonnenten der „Vorſtadt-Zeitung“ über eine Theaterkritik des Herrn Theodor Hemſen alle eingeſchlafen wären.

Herr Hügel ſchreibt perſönlich nur den Briefkaſten ſeines Blattes und macht deßhalb auch keine Anſprüche, als Journaliſt zu gelten — und dennoch iſt oft nach den telegraphiſchen Depeſchen der Briefkaſten das intereſſanteſte im ganzen Blatte.

Und doch — wir wiederholen es — kann ſich der Wiener Journalismus nur Glück wünſchen, einen Mann wie Herrn Eduard Hügel in ſeinen Reihen zu ſehen.

Herr Michael Klapp.

Iſt Miteigenthümer und Chef-Redacteur der „Montags-Revue", welche es verſteht, officiös in Wien und in Berlin zu gleicher Zeit zu ſein. Dieſe Equilibriſtik auf dem ſchlaffen Seile des politiſchen Journalismus muß zweifelsohne bewunderungswerth ſein, da die Montags Morgen erſcheinende Revue den Abendblättern desſelben Tages als Evangelium dient, aus dem ſie ſchöpfen wie aus einem nie verſiegenden Brunnen; aber wir müſſen geſtehen, daß uns das Verſtändniß für Seiltanzen ganz und gar abgeht, wir glauben an das Künſtſtück, — wenn man will, klatſchen wir ſelbſt Beifall, aber Alles das nur unter der Bedingung, daß man uns erlaube, den Circus ſo ſchnell wie möglich zu verlaſſen und Herrn Klapp dort aufzuſuchen, wo wir ihn ſtets gerne geſehen haben: als Feuilletoniſt.

Es muß doch wirklich ein Paradies ſein, der Wiener Journalismus, denn kaum hat der ſtrafende Engel einen Menſchen daraus verjagt, ſo hat derſelbe nichts Eiligeres zu thun, als die Lücken der Umzäunung zu ſtudiren und zu ſehen, wie er dahin zurückkehren kann. Herr Michael Klapp war auf dem beſten Wege, ſich durch ſein ſchriftſtelleriſches Schaffen einen guten und rechtlich erworbenen Namen zu gründen, als der Verführer ihm den Ort zeigte, wo er wieder hineinſchlüpfen konnte in den Garten Eden, wo der Baum der Bankbetheiligungen ſo herrlich prangte. — Man kann von Niemandem verlangen, da zu dürſten, wo Alle ſich erquicken. Und Herr Klapp dürſtete auch nicht.

Jetzt iſt der Baum dem Verdorren nahe, der nagende Krachwurm hat ſein Mark verzehrt und jetzt wird Herr Klapp wohl wieder das Paradies verlaſſen und mit Fleiß und Mühe den Acker der Schriftſtellerei bearbeiten.

Er hat Recht — und mag ſich freuen, ſolches zu können. Die Früchte des Feldes, das man ſelbſt beſtellt hat, ſind immer wohlſchmeckend.

Herr Michael Klapp iſt ein Schriftſteller, der — voller origineller Gedanken — auch die Form beherrſcht, um dieſelben wiederzugeben. Sein Humor iſt ſtets friſch und ſeine Schilderungen farbig und warm. Manchmal läßt ihn ſeine Phantaſie im Stich, aber er weiß den Leſer zu feſſeln, bis ſie wiederkömmt und der Leſer bemerkt es nicht, daß man ihm dieſen Streich ſpielt. Die ſchöpferiſche Kraft — beſonders die, Menſchen zu ſchaffen, fehlt ihm in ſeinen Schriften gleichfalls, aber er weiß auch dieſe zu erſetzen und er plaudert über Aeſthetik, als wenn das ſein richtiges Gebiet wäre. Anerkennenswerth iſt es, daß er es vermeidet, die talmudiſche Seite ſeines Geiſtes bei jeder Gelegenheit herauszukehren und durch Witzeln, wie es in der Tagesliteratur Sitte iſt, einen Effect zuzuſpitzen. Herr Klapp hat das Bewußtſein des Literariſchen, nur iſt ihm durch jahrelangen Journalismus der Horizont ſo verengert worden, daß ihm oft der richtige Schwung fehlt. Er iſt Sceptiker geworden und ſein langer Aufenthalt im Reiche der Phraſe macht das erklärbar, aber es iſt, als wenn ihn ein Heimweh nach dem Lande des Gefühls quäle, dem nachzugeben er ſich ſchämt. — Der Journaliſt iſt eben noch nicht ganz abgewaſchen und wird es auch wohl nie bei ihm werden.

Der Krach – wir möchten dem unheilvollen Kobolde dafür Dank ſagen — hat Herrn Klapp zum Schriftſtellerthum zurückgeführt, er wird darin erſtarken und eine innere Befriedigung finden, die ihm wohl ſeit lange nicht zu Theil geworden iſt.

Aber – wir wagen nicht zu behaupten, daß er ſich nicht genau den Ort gemerkt hat, wo das Brett der Umzäunung loſe iſt! — Denn wer weiß — der Baum, von dem ſein Aſſocié, Herr Jacob Herzog, der Miteigenthümer der „Montags-Revue", die ſaftigen Tauſender pflückte, kann ja noch einmal grünen und dann . . . ja dann lebt wohl, dichteriſche Gebilde, phantaſtiſche Seifenblaſen! — Der Wiener Journalismus iſt dem Gewande der Dejanira gleich. Man geht daran und damit als Schriftſteller zu Grunde.

Herr K. Z. Lecher.

Als anläßlich des Kaiſerjubiläums Se. Majeſtät die Deputation der „Concordia" zu empfangen geruhte, bat er den Präſidenten, ihm die „Schriftſteller" vorzuſtellen, welche dieſe Deputation bildeten. Herr v. Wiener begann: „Gemeinderath Lecher . . ."

Ob ſich der ſchönbärtige Präſes des Wiener Journaliſtenvereins wohl bewußt war, daß er mit dieſem Titel die treffendſte Charakteriſtik des Schriftſtellers Lecher, des Herausgebers der alten „Preſſe", leiſtete? Dieſer Herr brauchte nicht einmal zu dem ſtädtiſchen Ehrenamte ernannt zu werden — er wäre Gemeinderath ſo wie ſo. Herrn Joſef Weilen iſt die Profeſſur angewachſen und Herr K. Z. Lecher hat einen curuliſchen Sitz mit zur Welt gebracht. Dieſe Anomalie ſpiegelt ſich am beſten in dem Blatte unter ſeiner Leitung ab. Alles, was die alte „Preſſe" unter die Feder nimmt, bekömmt — ſei es die Straßenpflaſterung oder der Krieg der Aſchantis, die Wahlen in Meſeritſch oder das Bombardement von Carthagena — Alles nimmt augenblicklich eine gemeinderäthliche Färbung an und wird in dem engen Horizont behandelt, an den man ſich in den Rathhausſitzungen zu gewöhnen pflegt. Man kann die letzten Jahrgänge der „Preſſe" durchblättern, ohne einem auch nur halbwegs kühnen oder gar neuen Gedanken zu begegnen. Dieſes Blatt iſt für den gebildeten Spießbürger geſchrieben.

Und ſeltſamer Weiſe iſt es gerade dieſes Blatt, welches die Ehre genießt, die ſtändige Lectüre des Mon-

archen und des Hofes zu ſein. Dieſes Bewußtſein würde dem Gedankenflug des Herausgebers der alten „Preſſe" ſtets ein Hemmniß ſein; doch wie geſagt: ein ſolcher Flug exiſtirt gar nicht in dem beſagten Blatte, welches — nach Tiſch geleſen — nicht einmal die Verdauung ſtört. —

Wie die meiſten Wiener Blätter, will auch Herr K. Z. Lecher durchaus in Frankreich die Republik etabliren, aber während Herr Etienne mit den widrigſten Petroleurs gemeinſame Sache macht, nähert ſich Herr Lecher ſchon mehr Gambetta oder gar dem linken Centrum — vielleicht, um ſeinen Leſerkreis bei Hofe nicht gar zu ſehr zu allarmiren!

Wahrlich, das Wiener Leſepublicum muß noch in den Windeln der Intelligenz liegen, wenn es nicht endlich dieſes Strategema der hieſigen Blätter durchſchaut, die es nicht wagen, in ihrem Lande frei und offen liberal zu ſein, die hier die immaculirte weiße Fahne als Aushängſchild tragen und einen rothen Lappen aus der Taſche ziehen, wenn ſie die Grenze überſchreiten. Bequem iſt dieſe Art ſchon, aber man dürfte es anderswo — ſelbſt in Berlin — nicht wagen.

Herr K. Z. Lecher ſchreibt oft ſelbſt Leitartikel in ſeinem — d. h. dem Bankverein gehörenden Blatte und von dem trockenen Gemüſe, welches man darin täglich aufgetiſcht bekommt, gehören dieſe Arbeiten zu den trockenſten. Doch ſeine ſpießbürgerliche Specialität zeigt ſich in der äußeren Ausſtattung des Blattes auf's Glänzendſte. Sicherlich! — äußerlich iſt die alte „Preſſe" ein wahres Hofblatt. Qualität des Papiers, Druck, Eintheilung. alles das iſt muſtergiltig. Was jedoch vor allem Andern den Zeitungs-Herausgeber, Herrn K. Z. Lecher, auszeichnet, iſt die

ſeltene Eigenſchaft, ſeinen Privatcharakter dermaßen unangreifbar durch die peinlichſte Ehrenhaftigkeit gemacht zu haben, daß ſelbſt die Verläumdung ſich nicht daran gewagt hat. In einer Epoche, wo man für den volkswirthſchaftlichen Ruin des Landes ein Hauptmotiv in der Käuflichkeit und Beſtechlichkeit der Zeitungen ſucht, muß es Herrn Lecher mit einem wohlberechtigten Stolz erfüllen, daß man ſeine Perſon eo ipso von den Anklagen ausſchließt.

Leider iſt das in Wien ein Ehrentitel, der aller Trockenheit, Einſeitigkeit, Beſchränktheit und Langweile der alten „Preſſe“ Verzeihung erwirkt!

Herr Max Waldſtein.

Der ſchlaueſte Schriftſteller der öſterreichiſch-ungariſchen Monarchie; ein Mann, deſſen Vegetiren auf dem Wiener Federmarkt ein Pasquill gegen ſämmtliche Miniſterien iſt, die wir ſeit zwanzig Jahren gehabt haben. Wie? Die öſterreichiſche Diplomatie läßt dieſen Herrn frei herumlaufen, läßt die ſcharfen Fibern ſeines Geiſtes ſich ſelbſt verzehren in dem undankbaren Suchen und Haſchen nach Reclame und denkt nicht daran, dieſe Kraft für das Vaterland zu verwenden? — Denn, wie geſagt, die Schlauheit dieſes Herrn, für ſich Reclame zu machen, iſt ſo außerordentlich, daß ihr nichts in der Welt gleichkommt, — als ſeine literariſche Unbedeutendheit.

Seien wir gerecht, — laſſen wir uns nicht durch den Erfolg in unſerem objectiven Urtheil blenden. Seine ſchriftſtelleriſche Impotenz überragt doch ſeine diplomatiſche Befähigung.

Er ſagte ſich Folgendes: Mautner und Moſenthal ſind erſt durch Kraßnigg und Spitzer berühmt geworden; die Berühmtheit erwirbt man alſo in Wien, wenn man ſich einen Perſiffleur anſchafft — ich will auch berühmt werden! — Denn warum nicht?

Daß Moſenthal den „Sonnenwendhof“ und Mautner die „Eglantine“ gedichtet hatten, vergaß Herr Waldſtein! — Andere behaupten, er hätte es nie gewußt!

Und er ging auf die Suche nach einem Menſchen, der die Güte haben wollte, ihn zu perſifflíren. Seltſam; — er fand ihn nicht! Das leichtſinnige Federvolk be-

hauptete, daß es andere — bedeutendere Männer gäbe und Daniel Spitzer, dem der Antrag dazu gemacht wurde, erwiederte kategoriſch: er ſei wie Franz Moor, er gäbe ſich nicht mit Kleinigkeiten ab.

Aber große Geiſter, wie der Held dieſer Skizze, laſſen ſich durch das Uebelwollen ihrer Zeitgenoſſen nicht aus der Laufbahn drängen, die ſie ſelbſt erwählt haben. „Wenn mich Niemand perſifliren will“ — ſagte er — „dann perſifflire ich mich ſelber! Ich will und muß ein bedeutender und berühmter Schriftſteller werden.

„Denn“, fügte er nochmals hinzu — „warum nicht!“

Und nun begann es in der Redaction des „Floh“ anonyme Briefe zu regnen. — „Werden Sie denn nicht endlich den lächerlichen Prätenſionen dieſes Max Waldſtein entgegentreten, der mit Schauſpielerinnen ſoupirt, gerade als wenn er ein Dichter wie Mautner wäre?“ — „Empört es Sie denn nicht, zu erfahren, daß der Dichterling, Max Waldſtein, intriguirt, um den Coburg'ſchen Hausorden zu erhalten?“ ꝛc. ꝛc.

Kraßnigg, der den „Floh“ redigirte, iſt wie bekannt, ein Mann voller Unſchuld und Naivetät. Er merkte anfangs die Falle nicht, die man ihm ſtellte; er machte in ſeinem Blatte einige harmloſe Witze über den „Knaben Max!“ und glaubte ſo den Anforderungen der öffentlichen Meinung Genüge geleiſtet zu haben. Doch das Bombardement dauerte fort; — die anonymen Zuſchriften hörten nicht auf und endlich ward es dem Redacteur des „Floh“ klar, wer denn dieſe öffentliche Meinung eigentlich ſei. Da hob er ſeine Rechte gen Himmel und ſchwur ewiges Stillſchweigen.

Doch für Männer, wie Herr Waldſtein, iſt eine verlorene Schlacht nie eine Entſcheidungsſchlacht! — Er vernahm, daß es in Wien einen Feuilletoniſten gäbe, dem man den Spitznamen: „die tobſüchtige Wanze“ ertheilt hatte, und dem jeder Erfolg Anderer einer perſönlichen Beleidigung gleich dünkte, die *ihm* zugefügt ward. — Dieſen Feuilletoniſten ſuchte Herr Waldſtein für ſeine Zwecke zu gewinnen und zwar auf folgende Weiſe, die dem Leſer den deutlichen Beweis zu liefern im Stande iſt, daß das, was wir im Beginn von ſeiner Schlauheit erzählten, nicht übertrieben war. — Durch eine dritte Perſon ließ er beſagtem Inſecte die Mittheilung zukommen, daß in irgend einem deutſchen Blatte ein Werk von ihm — Waldſtein — günſtig beſprochen worden ſei, während ein anderes des Feuilletoniſten ſehr mitgenommen ward. Das genügte! — Wenige Tage darauf erſchien im „Peſter Lloyd“ ein Feuilleton, in welchem erzählt ward, daß die Damen in Iſchl, um ſich der Zudringlichkeiten Max Waldſtein's zu erwehren, Photographien des Dichterlings mit einem Thierkopfe colportirten, und daß, da Herr Waldſtein ſich augenblicklich erkannte, er eine Klage eingereicht hätte.

An der ganzen Geſchichte war ſelbſtverſtändlich kein wahres Wort — aber ſie genügte Herrn Waldſtein vollkommen — und nochmals rief er:

„Ich bin auf dem Wege, ein berühmter Journaliſt zu werden . . . denn warum nicht?“

* * *

Wenn dieſe Manie Herrn Max Waldſtein nicht verfolgte, ſo wäre vielleicht das Zeug in ihm zum Feuille-

toniſten einer Zeitung von der literariſchen Bedeutung des officiöſen „Neuen Wiener Blattes“. Doch ſelbſt im günſtigſten Falle müßte ſein Ehrgeiz an dieſer Schwelle des Schriftſtellerthums ſtehen bleiben.

Einige ſeiner kleinen Luſtſpiele ſind ganz niedliche Dingerchen; doch, daß ſie den Scribe'ſchen gleichkommen, wie er behauptet, ſcheint uns ein doch gewagtes Urtheil.

Freilich iſt er jetzt, Dank einigen Witzlingen, ein bekannter Wiener Schriftſteller — und ein Theil ſeines Ehrgeizes iſt befriedigt. Wir gönnen ihm dieſen kindlichen Triumph!

Denn warum nicht?

Herr Dr. Alois Boczek.

Wir haben lange gezögert, aber wir können nicht umhin, eines der fleißigſten Journaliſten Wien's zu erwähnen.

Herr Dr. Boczek hat nie Zeit gehabt, mit ſeiner Zeit fortzuleben; — er hat ſtets dermaßen gearbeitet, daß ihm die Muße fehlte, es zu beobachten, wie ſich um ihn herum Alles änderte, wie die Welt von heute eine ganz andere geworden iſt, als die, in welche die ſchöne Zeit ſeiner märzlichen Erinnerungen fällt.

Er ſucht noch immer allem dem, was er ſchreibt, einem Parfüm à la Saphir zu geben, und bemerkt den Heugeruch nicht, den dieſe Art von Humor bereits ausſtrömt. Auch macht ſich in ſeinen neueren Arbeiten eine bedenkliche Abnahme an Ideenfonds erkennbar, was nicht Wunder nimmt, wenn man bedenkt, daß der bereits alternde Mann unter den verſchiedenſten Pſeudonymen bis zu zwanzig Feuilletons allmonatlich ſchreiben ſoll, außer den Artikeln, die er hie und da noch liefert. Herr Dr. Alois Boczek iſt ein lebender Markſtein einer Zeit, die vergangen iſt und die, wenn auch weniger witzig als die unſere, doch reich an jenen eiſernen Arbeitern war, die arbeiteten . . . aus Luſt zur Arbeit — eine Anomalie in unſerer Zeit.

Heute — abſolvirt man ein Penſum — und gähnt, wenn es zu lang iſt! — Es iſt eben eine andere Zeit!

Wie geſagt, Herr Dr. Boczek iſt wohl der letzte Tagesſchriftſteller jener Epoche und man wird nie Gelegenheit

haben, unſerer Feder den Vorwurf zu machen, daß ſie pietätlos geweſen.

Er hat redlich mit der Feder gerungen; — möge es ihm gegönnt ſein, bald die geiſtige und materielle Ruhe für ſeinen Lebensabend zu finden, nach der er ſich ſicherlich oft ſehnt.

Herr C. Ritter von Vincenti.

Einer der wenigen Wiener Journaliſten, den wir der Verpflichtung entheben würden, ſeine Artikel zu unterzeichnen; denn ſeine Arbeiten tragen zu unverlöſchbar den Stempel eines außergewöhnlichen, eminenten Talentes aufgedrückt, als daß es möglich wäre, dieſelben mit denen Anderer zu verwechſeln.

Herr von Vincenti iſt ein Journaliſt im großen Styl, wie man ſolche in Deutſchland ſehr ſelten findet. Er fühlt ſich ſtets in der Tagesfrage beengt, und die allgemeinen Intereſſen der Menſchheit ſind die, welche allein ſein Intereſſe hervorrufen. Und deshalb iſt ihm eine ſo große Objectivität eigen, daß man ſie ihm faſt zum Vorwurf in Wien macht, wo alle die Geiſter in Bewegung ſetzende Fragen mehr oder weniger auf Perſönlichkeiten hinauslaufen. — Außerdem beſitzt Herr von Vicenti das, was ſogar vielen Wiener Journaliſten fehlt: eine gründliche academiſche Bildung — wenn wir recht berichtet ſind, hat er ſelbſt eine Profeſſur an einer Hochſchule bekleidet — und da ihm die Salons der hohen Welt ſtets offen geſtanden haben, ſo iſt er das geblieben, wozu ihn Geburt, Bildung und Beziehungen beſtimmt hatten: ein Mann mit feinen, eleganten Manieren. Fügen wir noch hinzu, daß ihn weite Reiſen, langjähriger Aufenthalt in anderen Welttheilen mit Menſchen anderer Art wie die, welche auf der Ringſtraße oder im Café Daum gedeihen, in Berührung gebracht haben, und man wird begreifen, daß aus all' dieſen Eigenſchaften ſich eine Individualität gebildet

hat, die himmelweit von dem gewöhnlichen Wiener Journaliſten abweicht.

Herr von Vincenti nahm Theil an der Redaction des „Wanderer" — nicht etwa, weil die von dieſem Blatte vertheidigten politiſchen Principien den ſeinen am meiſten entſprachen, ſondern weil der Ton des Anſtandes, der in dieſem Blatte herrſchte, ihn am meiſten anzog, am meiſten ſeinen Gewohnheiten entſprach. Seine Feuilletons erregten Senſation, nicht nur, weil ſie von einem außergewöhnlichen Quantum von Wiſſen und Beleſenheit zeugten, nicht weil ein Hauch von Poeſie ſie belebend durchwehte, ſondern weil — man wird es kaum glauben — weil man keinen einzigen Witz darin fand, und ſie doch im höchſten Grade geiſtreich waren. — Und da nur wenige Wiener Journaliſten fähig ſind, witzlos zu ſein, oder gar einen Witz zu unterdrücken — ſo glauben wir, mit Recht behauptet zu haben, daß Herr von Vincenti einer derer iſt, die es nicht nöthig haben, ihre Arbeiten zu unterzeichnen.

So viel von dem Journaliſten Vincenti, dem wir keine glänzende Zukunft im Wiener Journalismus prophezeien, da er zu viel poſitive Eigenſchaften beſitzt, um nicht von der Alles überwuchernden Mittelmäßigkeit erdrückt zu werden. Außerdem iſt ſeine ganze Geiſtesrichtung unter dem Einfluß des helleniſchen Schönheitsſinnes, der in Wiener Journalen ſtets von der ſemitiſchen Spitzfindigkeit verdrängt werden wird.

Anders verhält es ſich mit dem Schriftſteller Vincenti. In ihm hat die deutſche Belletriſtik eine geradezu epochemachende Kraft gewonnen, und wir können mit Freude

conſtatiren, daß ſelbſt eine gewiſſe, ſonſt ſtets negirende Kritik ſich nicht unterfangen hat, an dieſer Kraft herumzunergeln. Wir erinnern uns kaum, daß ein Werk mit ſolch' einer einſtimmigen Anerkennung begrüßt worden iſt, wie Vincenti's „Tempelſtürmer Hocharabiens."

Bis jetzt iſt nur der Orient die Domäne ſeiner Dichtungen geweſen, und man erwartet mit Spannung, daß er uns von unſeren eigenen farb- und lichtarmen Verhältniſſen ſpreche, und daß ſeine Feder auch dem Occident gerecht werde.

Wozu? Die Stoffe, die unſer Leben dem Dichter zu bieten fähig iſt, kennen wir ſattſam. Und wenn auch eine noch ſo kundige Hand die Schleier lüftet, wir würden doch nur den ſchnöden, allbekannten Egoismus zu ſehen bekommen, der ſich unter dem Pſeudonym: „practiſche Weltanſchauung" verbirgt — dieſelbe gleißneriſche Heuchelei — die ewige Scheu vor der Wahrheit und dasſelbe tyranniſche Unterdrücken derſelben, im Namen der Ordnung noch weniger verwerflich, als wie in Oeſterreich ... im Namen der Freiheit! —

Herr von Vincenti möge uns auch fürder von jener lichtſtrahlenden Urwiege der Menſchheit erzählen, in welcher der Hauch des Poeten nicht von verdorrten Herzen und hyperklugen Hirnen abprallt, wie in unſerer ſchönen Civiliſation. — Er wird ſich das Bewußtſein erringen, Vielen von uns unbezahlbare Stunden des Vergeſſens der Gegenwart geſchenkt zu haben — und für den wahren Dichter iſt dieſes Bewußtſein eine der beſten Belohnungen, die ſein Ehrgeiz erſtreben kann.

Für das Wiener Schriftſtellerthum iſt Herr von Vin-

centi eine Erſcheinung von eminenter Bedeutung. Leider iſt dieſes Schriftſtellerthum aber dermaßen vom Journalismus inficirt, daß man ſich wenig Vortheil davon verſprechen kann, wenn einige muthige Kämpfer die Fahne der wahren Dichtung und des Cultus des Ideals aufpflanzen.

Doch was thut's? Der Dichter iſt ein Wegweiſer, der unveränderlich nach dem Mythenlande weiſt, wo Wahrheit, Schönheit, Recht und Glauben, — das iſt die Gottheit — thronen. Daß die thörichte Menge dieſem Zeiger nicht folgt, — ihm iſt es nicht vorzuwerfen!

Die Zeit, in der wir vegetiren, hat keine Muße, ſich mit derlei Allotria — wie Uebertragung des Schönheitsſinnes auf das Leben — zu beſchäftigen und das gedruckte Wort mahnt hauptſächlich zur practiſchen, d. h. egoiſtiſchen Auffaſſung des Daſeins.

„Es gibt ſelbſt keine Atheiſten mehr!" klagte ſchon Alfred de Muſſet vor zwanzig Jahren! — Wozu alſo heute ein Schriftſteller wie Herr v. Vincenti, der Prophet einer Religion, welche die Quinteſſenz aller Religionen iſt: dem Streben nach dem Idealen? —

Wozu? — —

Damit zukünftige Generationen einſt den Beweis führen können, daß es der heutigen nicht an kundigen Führern gefehlt hat, welche muthvoll und unverzagt ihre Stimme gegen den Cultus der Materie erhoben haben und daß die Cataſtrophe, welche über den Geiſt unſerer Enkel einbrechen wird, von uns verſchuldet ward.

Herr v. Vincenti, der Wiener Schriftſteller und Journaliſt, iſt einer von den Wenigen, welche von ſich behaupten können, daß ſie unſchuldig an unſer Aller Verbrechen ſind.

Herr F. A. Bacciocco.

Der Redacteur des Feuilletons der „Tagespreſſe“ iſt trotz ſeines nicht heimiſch klingenden Namens ein echter Deutſcher. Seine Wiege ſtand am Fuße jener Berge, wo, wie Heine ſagt, ſo viele Thorheit wächſt. Er hat ſeiner literariſchen Carrière, welche er mit gerngeleſenen Novellen in der „Cölniſchen Zeitung“ begann und mit einer anhaltenden Thätigkeit in „Ueber Land und Meer“ fortſetzte, Valet geſagt und ſich kopfüber in den Journalismus geſtürzt, in welchem er ſich bei ſeiner reflectiven Natur — dünkt uns — recht unbehaglich fühlen muß.

Er iſt einer der bekannteſten „Berichterſtatter vom Kriegsſchauplatze“ und ſeine Briefe aus dem von den Verſailler Truppen belagerten und von der Commune terroriſirten Paris haben bedeutendes Aufſehen erregt.

Seine jetzige Thätigkeit können wir keine erſprießliche und ſeinem höchſt achtungswerthen Talente angemeſſene nennen. Es geht ihm ſo wie mehreren Mitgliedern hieſiger Redactionen, die zu gleicher Zeit Correſpondenten auswärtiger Blätter ſind. Bei ihren Wiener Arbeiten müſſen ſie der ſogenannten Tendenz der Blätter, bei denen ſie arbeiten, folgen und ihre Feder bewegt ſich in Schranken, die meiſtentheils ſehr eng gezogen ſind; ſie müſſen Dinge vertheidigen, welche ihnen perſönlich oft ſehr antipathiſch ſind und umgekehrt, da angreifen, wo ſie am liebſten ſelbſt als Kämpe auftreten würden. — Freilich ſagt man ihnen das nicht ſo grob heraus, aber man führt ſie zuerſt dahin, wo ſie es einſehen müſſen,

daß der Mechanismus des Wiener Journalismus ſo und nicht anders beſchaffen iſt und nach und nach kümmert ſich ihre Federfertigkeit gar nicht mehr um ihre eigene Meinung. Anders iſt es um ihre auswärtigen Correſpondenzen: Sie erſtarken in ihrer Selbſtſtändigkeit, ſie haben das Bewußtſein ihrer Verantwortlichkeit und liefern Arbeiten, die ganz anders ihrer würdig ſind, als jene, die ſie den momentanen Launen ihres. gewöhnlich von den Börſencourſen beeinflußten Herausgebers folgend, produciren. So geht es Herrn Bacciocco . . . wie auch anderen ſeiner Collegen. Es iſt auch dies ein Zeichen, wie nothwendig die Selbſtſtändigkeit dem Journaliſten iſt. um ſein Talent zur wahren Geltung zu bringen und wie die Journale an Achtung und Werth dadurch gewinnen würden, wenn die Journaliſten ihre ſelbſtſtändige Meinung nicht beeinflußen ließen und auch dafür einträten, indem ſie ihre Namen ebenſogut unter die Leitartikel wie unter das Feuilleton ſetzten. Die Paſchawirthſchaft der Wiener Zeitungsherausgeber wäre damit halb und halb gebrochen.

Wenn man über eine ſchriftſtelleriſche Befähigung wie die des Herrn Bacciocco verfügt, wird man eines ſolchen mißlichen Verhältniſſes bald müde. — Wir müßten uns ſehr täuſchen, wenn Herr Bacciocco nicht eines Tages reſolut dem Journalismus den Rücken wendete und freudig zu . . . ſeiner erſten Liebe, der Novelle, zurückkehrte. Ihm und dem deutſchen Leſepublicum wäre darob zu gratuliren.

Herr Heinrich Pollak.

Der moderne Journalismus hat eine Claſſe von Mitgliedern erſchaffen, welche die Baſis des ganzen Zeitungsunternehmens ſind — die Neuigkeitsherbeibringer! Die Furcht, von einer Concurrenz überflügelt zu werden, hat demjenigen Redactionsmitgliede, welches am ſchnellſten etwas Geſchehenes erfährt und darüber berichtet, einen Rang eingeräumt, von dem es wohl nicht mehr möglich ſein wird, ihn zu verdrängen. Das Reporterthum iſt eine Macht geworden, — erſt im Journale ſelbſt, dann in der Geſellſchaft.

Selbſtverſtändlich gibt es in dieſem wie in jedem anderen Stande befähigte und unfähige, anſtändige und unanſtändige Menſchen, und wenn Erſtere auch nicht fähig waren, den ganzen Reporterſtand zu großen Ehren zu bringen, ſo haben Letztere aus allbekannten Urſachen doch Alles gethan, um ihn — und mit Recht zu discreditiren.

Die Carrière des Herrn Pollak iſt wohl einzig in Wien; er hat ſich vom Gerichtsreporter bis zum Miteigenthümer des „Tagblatt" emporgeſchwungen, und was mehr iſt, ihm hat dieſe Zeitung durch die epochemachende Berichterſtattung im Proceſſe Chorinsky den größten Theil ſeines materiellen Aufſchwungs zu danken gehabt. Er war es, der zuerſt den Verdacht erfuhr, der über den Sohn des Statthalters von Niederöſterreich und der Brünner Stiftsdame ſchwebte.

Herr Heinrich Pollak hat ſich in ſeiner Reporter-Carrière den engliſchen Journalismus zum Muſter ge-

nommen, der dem jüngeren Nachwuchs im Wiener Journalismus unbekannt zu ſein ſcheint. Er trat ſtets als Gentleman auf, und wurde demgemäß ſtets als Gentleman behandelt. Dann beſaß er eine Eigenſchaft, welche auch in dieſer Branche des Journalismus ziemlich ſelten iſt. Er war discret. Er hatte ſo ziemlich das Bewußtſein von dem, was in die Oeffentlichkeit gehört, und wußte allen Verſuchungen der Pikanterie à tout prix, die heute Mode iſt, zu widerſtehen. Der Lohn dieſer Selbſtbeherrſchung blieb dann auch nicht aus. Man ſchenkte ihm mehr Vertrauen als ſeinen Collegen – er erfuhr alles früher und ausführlicher und er war es, der hauptſächlich das „Tagblatt“ auf jenen Höhepunct des materiellen Gedeihens brachte, der ihm in Wien einen unbeſtreitbaren Einfluß ſichert. Freilich gehörte hierzu auch das Organiſationstalent des Herrn Szeps und die wunderbare Feder Sigmund Schleſingers.

Auch das Reporterthum, wie es in unſerer Zeit zur höchſten Blüthe gelangt zu ſein ſcheint, wird einſt die Kritik der Generationen, die der unſeren folgen, hervorrufen. — Hat es ſeine Berechtigung oder nicht? — Dieſe Frage wird heute ſchon ebenſo entſchieden bejaht, wie verneint; und glauben wir, daß beide Theile in ihrem Rechte ſind. Ein gewiſſes Reporterthum iſt das verwerflichſte Handwerk, das es gibt, und hat bereits entſetzliches Unheil angeſtiftet. Ihm danken wir jene ſchmähliche Revolverpreſſe, die vor der Maicataſtrophe dieſes Jahres in Wien eine geradezu terroriſirende Rolle ſpielte. Einem anderen Reporterthum können wir eine beſchränkte Art von Berechtigung nicht abſprechen, — es hat viele Schäden aufgedeckt — und auch hier und da Gutes geſchaffen.

Aber wo liegt da die Grenze!

Heute iſt Herr Heinrich Pollak, nachdem das „Tagblatt“ an eine Actiengeſellſchaft übergegangen iſt, Verwaltungsrath derſelben, nimmt zwar einen thätigen Antheil an der Redaction, leitet aber hauptſächlich die Druckerei ſo wie den geſchäftlichen Verkehr der „Steyrermühl.“

Aber wie die Garde, wenn das Gefecht ſchwankt, im Sturmſchritt vorrückt, übernimmt bei ſehr großen Gelegenheiten Herr Pollak auch jetzt noch die Berichterſtattung. — Auch im Genre des Criminalromans hat er ſich oft und faſt immer glücklich verſucht; — ſelbſt der Concordiakalender hat eine ſeiner Novellen dieſes Genre gebracht, die es ſicherlich verdient, der Vergeſſenheit der Journaliſtenbibliotheken entriſſen zu werden.

Herr Heinrich Pollak iſt zweifelsohne der bedeutendſte Berichterſtatter Wiens und hat es auch am weiteſten gebracht. Wir empfehlen ſeine Carrière allen ſeinen Nachfolgern zum Beiſpiel, und rathen ihnen ernſtlich, das ihrer engliſchen Collegen ſtets vor Augen zu behalten. — Je anſtändiger, zurückhaltender und discreter der Reporter . . . je mehr erfährt er, deſto zuverläſſiger ſind ſeine Notizen und deſto erfolgreicher ſeine Bemühungen!

Das allein war das Geheimniß, welches Herrn Heinrich Pollak ſeine Stellung erringen half.

Herr Joſef Schöffel.

Man wird einſt ſagen, daß Herr Schöffel Journaliſt geworden ſei, um Reichsrathsabgeordneter zu werden und von dieſem Puncte aus ſeine politiſche Carrière zu beginnen. Uns dünkt dieſe Meinung, die ſich jetzt ſchon hie und da kundgibt, eine falſche.

Es gibt Charactere, die ſtets auf dem qui vive ſtehen, es gibt Kampfhahn-Naturen, die fortwährend ſich nach einer Attaque umſehen. Die ungebildeten Individuen dieſer Species werden Krakehler in den Wirthshäuſern, Helden der Barricaden oder der ecclesia militans und die, welche eine Erziehung genoſſen, in welcher das Wort „Ehre“ als Leitſtern leuchtet, die, welche etwas Tüchtiges gelernt, werden entweder Officiere oder Journaliſten.

Herr Schöffel war Officier — iſt Journaliſt!

In einem gut organiſirten Staate mit freiheitlicher Grundlage würde ſich Herr Schöffel zu Tode langweilen. Er hätte nicht — nie daran gedacht, die Feder zu ergreifen, wenn es nichts zu tadeln, nichts zu bekämpfen gegeben hätte. Sollte — was wir nicht hoffen — Herr Schöffel nach ſeinem Tode einſt der Paradieſesfreuden, die jedem Mitarbeiter des „Neuen Wiener Tagblatt“ zugeſichert ſind, verluſtig gehen und in der Hölle braten müſſen, ſo wird Satanas keine größere Qual für ihn zu erfinden fähig ſein, als die: Alles zu loben.

Er iſt ein Kampfhahn, der anſtatt mit den Sporen mit der Feder ficht und der melancholiſch werden würde, wenn ihm je Gegner — ob Sachen oder Perſonen iſt gleichgiltig — fehlten.

Man ſagt, daß er durch ſeine Artikel den Wiener Wald vor Zerſtörung gerettet habe und man hat ihm deßhalb einen Denkſtein geſetzt. Wenn dem wirklich ſo iſt, ſo verlangen wir, daß man ihm ein Monument inmitten des Burghofes ſetze und daß man an den höchſten Bäumen dieſes wunderbaren Waldes, der für Wien eine Lebensbedingung iſt, Diejenigen aufknüpfe, welche dieſe meuchelmörderiſche Idee gehabt und an den übrigen Bäumen, wenn ſie ausreichen, die Oeſterreicher, welche ſich nicht dagegen aufgelehnt haben!

Nach dem Ebengeſagten wird man die Artikel faſt im Voraus kennen, welche Herr Schöffel — obgleich Reichsrathsabgeordneter — noch immer im „Tagblatt" veröffentlicht. Er ſchreibt, als wenn er auf Vorpoſten läge! Und er gibt nicht nach, ehe der Gegner ſich verkrochen hat! Ein bürgerlich chevalereſker Hauch (wenn dieſe Wortzuſammenſtellung verſtändlich ſein könnte) durchweht ſeine Arbeiten, man *fühlt* es, daß er mit voller, tief inniger Ueberzeugung ſchreibt und daß er augenblicklich bereit iſt, auch mit ſeiner Perſon für ſeine Gedanken einzutreten.

Im Wiener Journalismus iſt ſolch' eine Feder eine wahrhaft erquickende Erſcheinung, denn wenn auch . . . einige unſerer Federhelden *vielleicht* während der Arbeit von dem, was ſie ſchreiben, überzeugt ſind, ſo verlangt doch Niemand von ihnen vor und nach derſelben eine ſolche Ausſchweifung. Man kann die Wiener Journaliſten, die überhaupt eine Meinung haben, an den Fingern abzählen und Herr Schöffel kann es ſich zur Ehre anrechnen, dieſer microsſcopiſchen Minorität anzugehören.

Obgleich Herr Schöffel uns perſönlich nie etwas zu

Leide gethan hat, ſo können wir ihn doch nicht mit einer düſteren Prophezeiung verſchonen: wenn er ſo fortfährt, ſo iſt er im Laufe des nächſten Decenniums öſterreichiſcher Miniſter!

Und dann?

Ja dann — wenn er ſich ſelbſt und ſeiner character-vollen Geradheit treu bleibt, wird unter ihm — — die Preſſe einen ſchweren Standpunct haben! Heute, als Mitglied des Wiener Journalismus, iſt ſein Horizont, was die Preſſe betrifft, ein begrenzter, — dann, wenn er ſie erſt von oben herab betrachtet, wird es ihm klar werden, welch' ein Unding ſie in ihrer jetzigen Form iſt.

Jedesfalls, am Tage, wo Se. Excellenz Herr Schöffel das „Neue Wiener Tagblatt" confisciren läßt, illuminirt Herr Etienne jenes zweideutige Haus in der Fichtegaſſe, aus dem die Corruption des Wiener Journalismus hervorgegangen iſt.

Herr Heinrich Reſchauer.

Als Journaliſt zweifelsohne viel bedeutender als Herr Schöffel, iſt ſein ganzer Gedankenkreis ein kleinerer als der jenes Herrn,obgleich Beide die Feder und deren Wirkung als Leiter benutzt haben, um daran zur Gunſt des ſouveränen Volkes emporzuklettern.

Herr Reſchauer hat einige Stufen tiefer angefangen und ſteht bis jetzt nur auf der gemeinderäthlichen Sproſſe. — Iſt es dieſe Selbſtbeherrſchung, die uns in unſerem Urtheil verleitet, oder iſt es wirklich der Werth des Herrn Reſchauer, der uns beſtimmt, aber wir können nicht umhin, ihn ernſter aufzufaſſen als Herrn Schöffel. Ein Journaliſt, der in allen Redactionen, denen er angehörte, ſeine Gedanken einzig und allein der Verbeſſerung und Hebung der Intereſſen des Wiener Bürgers widmete, verſcheucht unwillkürlich den ſpöttiſchen Zug, der leider uns eigen geworden iſt, wenn wir von Ueberzeugungen, Meinungen, Standhaftigkeit ꝛc. der Wiener Journaliſten ſprechen. Wir ſagen uns nolens volens, daß Herr Reſchauer eben ſo gut oder ſchlecht wie Andere über die Aſchantis, Caſtelar, den Sultan von Dahomey, Bazaine, Bismarck und den Erzbiſchof Ledochowski hätte ſchreiben können, daß es ihm nicht ſchwerer wie Anderen geworden wäre, in die Czechen-, Börſianer- oder Prieſterhetze — die Lieblingsvariationen des Wiener Journalismus — miteinzuſtimmen und daß, wenn er es nicht gethan und ſein ganzes Sinnen Trachten und Denken dem beſcheidenen Kreis der Gemeinde Wien gewidmet hat, in dieſem Manne eine

Individualität zu Tage komme ... eine Eigenſchaft, an deren Mangel die Wiener Preſſe hauptſächlich laborirt.

Wir unterfangen uns nicht, zu beurtheilen, ob der Standpunct, den Herr Reſchauer im Gemeinderath vertritt und in der „Vorſtadt-Zeitung", der er jetzt angehört, vertheidigt, der richtige iſt, wir haben ſogar ein gewiſſes Mißtrauen gegen gar zu viel Democratie in Gemeindeangelegenheiten, dennoch erfordert der rein objective Standpunkt, den wir einnehmen, daß wir der Wiener Preſſe gratuliren, auf eine Weiſe, wie es Herr Reſchauer thut, im Gemeinderathe vertreten zu ſein. Er iſt unermüdlich und ſeine Hingebung an der Sache, der er ſich geweiht, kann und muß dieſer Sache von Nutzen ſein.

Was ſeine journaliſtiſchen Leiſtungen anbetrifft, die ſich hauptſächlich auf ſtädtiſche Intereſſen beſchränken, ſo kann ihnen kein großer Farbenreichthum nachgerühmt werden. Sie ſind gewöhnlich ſehr trocken, oft herzlich langweilig und ſtören ſomit das Enſemble der Vorſtadtzeitung nicht im Geringſten.

Vielleicht bringt das der Stoff, den er bearbeitet, ſo mit ſich, aber ſei dem, wie ihm wolle, daß Herr Reſchauer ſich überhaupt mit etwas Anderem beſchäftigt, als mit leerem Phraſendreſchen iſt dermaßen anerkennenswerth in den Verhältniſſen, in denen wir leben, daß man ihm gern und willig die Abweſenheit des Witzes und des Geiſtreichen, in ſeinen Artikeln verzeihen kann.

Die Wiener Journaliſtik, welche ihn jetzt ziemlich wegwerfend behandelt, wird keinen Augenblick zögern, ihn als einen der Ihren zu reclamiren, wenn ſeine unermüdliche Thätigkeit erſt greifbare Reſultate erzielt haben wird.

Es iſt dies eine uralte Tactik!

Herr Samuel Wallerſtein.

Wien braucht ſich nicht zu viel auf den Beſitz eines Organes wie das alte „Fremdenblatt“ einzubilden. Man findet in jeder deutſchen Stadt e i n Blatt, deſſen materieller Erfolg nicht gerechtfertigt erſcheint und dem die journaliſtiſche Concurrenz allerlei Lächerlichkeiten andichtet. Das Wiener „Fremdenblatt“ heißt in Berlin: die „Voſſiſche“, in Hamburg „die Nachrichten“, in Dresden und Leipzig ebenſo und unterſcheidet ſich in all' ſeinen Eigenſchaften und Fehlern gar wenig von dem Organ, deſſen Beſitz den Bruder des ungezogenen Lieblings der Grazien zum mehrfachen Millionär gemacht hat. Wir zweifeln jedoch, ob eines der deutſchen Blätter, die wir genannt, einen Hauptmitarbeiter beſitzt, der ſich ſo wie Herr Samuel Wallerſtein mit ſeiner Zeitung verkörpert.

Ebenſo undenkbar wie das „Fremdenblatt“ ohne Herrn Wallerſtein, iſt Herr Wallerſtein ohne das „Fremdenblatt.“ Er hat ſich dermaßen mit dieſer Zeitung identificirt, daß ein witziger Mediciner, um dieſe Amalgamirung einer Perſon mit einer Sache begreiflich zu machen, behauptete, man würde bei einſtiger Obduction ſeines Leichnams anſtatt des Hirnes einen alten Jahrgang des „Fremdenblatt“ finden.

Herr Samuel Wallerſtein ſchreibt hauptſächlich Theaterkritiken in dieſem Blatte und wie man auch darüber urtheilen möge, man kann nicht ableugnen, daß dieſelben einen großen Einfluß in Wien ausüben. Sein Lob oder

Tadel ſind von Werth und wenn man, nachdem man einige derſelben geleſen, bei dem Gedanken lächelt, daß ſo etwas Einfluß haben ſoll, ſo wäre es jedoch ungerecht, über Herrn Wallerſtein zu lächeln. Dem Publicum, das ſich davon beeinflußen läßt, gebührt der Ausdruck unſeres Mitleids.

Man glaube jedoch nicht, daß wir den Werth der Arbeiten des Herrn Wallerſtein unterſchätzen. Einige derſelben verhehlen keineswegs die durch eine langjährige Praxis erworbene ſchnelle und ſcharfe Beobachtungsgabe, aber dieſe langathmige, breite, ſpießbürgerliche Art von der Kunſt zu reden, die Nonchalance, mit der er, in Schlafrock und Pantoffeln, bei den Muſen Einlaß begehrt, hat etwas für den Kunſtgeſchmack Verletzendes, das ſich kaum definiren läßt. Uebrigens hat Herr Wallerſtein nicht immer freie Hand bei ſeinen Recenſionen und man erzählt, wenn ſein Herr Chef, deſſen Geiſt bereits legendenhaft geworden iſt, zu gleicher Zeit mit ihm einer neuen Vorſtellung beiwohnt, das Urtheil ihm octroyirt wird. Man will ſogar das Urtheil, welches das „Fremdenblatt" am nächſten Tage fällt, aus einer gewiſſen Art, mit der der Baron Heine den Theaterzettel bewegt, herauserkennen.

Eine zweite Specialität des Herrn Wallerſtein iſt die Zuſammenſtellung der Kunſtnotizen und behauptet man, daß manche Künſtlerin oder Künſtler mehr Werth auf die Betonung eines Gaſtſpieles in . . . Znaim im „Fremdenblatt" legen, als auf Gott weiß welche Reclame in einem großen Blatte. In dieſer Rubrik herrſcht Herr Wallerſtein wie ein Despot und deshalb werden ihm in der Theaterwelt auch für dieſe Rubrik . . . die meiſten

Vorwürfe gemacht! Ob er dieſelben verdient oder nicht, können wir nicht beurtheilen, nur kommen ſie uns im hohen Grade exagerirt vor.

Eine dritte Verwendung findet die Feder des Herrn Wallerſtein im „Fremdenblatt“ in den ſogenannten „Wochenplaudereien“ und weiß ſie mit einer wahren Virtuoſität den Mittelweg zwiſchen Geiſt und Beſchränktheit, Picanterie und Langweile einzuſchlagen, wie ſich das für ein Blatt, deſſen Herausgeber Herr Baron Heine iſt, geziemt.

Wir haben ſtets Sympathie für Männer, die ihren Beruf *ganz* auszufüllen verſtehen und glauben nicht, daß Herr v. Heine in der ganzen Wiener Journaliſtik einen Mitarbeiter zu finden fähig wäre, der ſo *unbedingt* für ſein Blatt paßt wie Herr Wallerſtein. Deshalb möge dieſer auch ruhig die Sarcasmen ſeiner minderbegünſtigten Rivalen über ſich ergehen laſſen und überzeugt ſein, daß *ſeine* Art Journalismus eine eben ſo große Berechtigung hat, wie der der meiſten Leitartikler.

Ob nun über Frl. Gallmeyer *geklatſcht* wird oder über Mac Mahon, über Matras oder über Bismarck, iſt ziemlich gleichgiltig und haben wir oft in einer fünfzeiligen Theaternotiz des Herrn Wallerſtein mehr eigene Gedanken, mehr objective Auffaſſung und mehr Wahrheit gefunden, als in einem mehrſpaltigen Leitartikel der „Neuen freien Preſſe“.

Wenn das Blatt des Herrn v. Heine durch die Feder des Herrn Wallerſtein den Völkern der Monarchie und des Auslandes die Kunde zukommen läßt, daß Herr Knaack heiſer und Frl. Geiſtinger verſchnupft iſt, ſo glaubt es

der größte Theil des Leſepublicums. — Wenn das Blatt des Herrn Etienne von Fortſchritt, Freiheit, Wahrheit, Uneigennutz und politiſcher Ehrlichkeit ſpricht, ſo glaubt das Niemand mehr in Wien.

Und deshalb iſt es Unrecht, die journaliſtiſchen Leiſtungen des Herrn Wallerſtein zu unterſchätzen, wie das gewöhnlich von ſeinen Collegen gethan wird. — Die Gunſt ſeines Leſepublicums und der Theaterwelt entſchädigt ihn für dieſe leicht zu ertragende Kränkung.

Frau Ada Chriſten.

Der alles zerſetzende Geiſt unſerer Zeit leugnet in erſter Reihe das Gottesgnadenthum. Wir wären neugierig, was dieſe moderne Philoſophie von einer Frau ſagen, wie ſie den ungeheuerlichen Proceß analyſiren würde, daß man eines ſchönen Morgens, nachdem die Proſa des Lebens in ihrer . . . proſaiſcheſten Form den größten Theil des Daſeins gebildet, als erſte deutſche Dichterin aufwachen könne.

Man würde vielleicht zu der abenteuerlichſten Legende ſeine Zuflucht nehmen, man würde die widerſinnigſten Romane erdenken . . . nur um nicht eingeſtehen zu müſſen, das, was Leſſing mit einer gewiſſen hypocriten Scheu in der berühmt gewordenen Frage andeutete: „Wäre Raphael nicht d o ch ein Maler geworden, wenn er auch ohne Arme zur Welt gekommen wäre?“

Ja! es gibt ein Gottesgnadenthum — und Ada Chriſten iſt der beſte Beweis desſelben!

Was von der wunderſamen Geſchichte dieſer Frau erzählen, das nicht ſchon erzählt worden iſt? Welches Urtheil über ihre Gedichte fällen, ohne das bereits in allen deutſchen Blättern Veröffentlichte zu wiederholen? — Und überdies würde es ſich wenig für Don Spaventa ziemen, einen zu großen Nachdruck auf den jetzigen Ruhm der Dichterin zu legen, da er einer der Erſten in Deutſchland war, der für dieſes Dichtergenie, das ein . . . Paul Lindau ableugnete, in's Feld zog und manche Lanze brach.

Ada Chriſten, obgleich man ſich bemühte, ihr Nachahmung eines unſerer größten Dichter vorzuwerfen, war doch ſtets eine ſtark ausgeſprochene, vielleicht ſogar unſchön accentuirte Individualität. Der düſtere Stempel ihres Ich's war bis zur äußerſten Grenze des Erlaubten ihren Dichtungen aufgedrückt und waren es gerade die „Lieder einer Verlornen", welche ihr die Sympathien aller wahrhaft tugendhaften Frauen erwarben. Da waren titanenhafte Seelenkämpfe! ... dieſe bodenloſen, unſagbaren Schmerzen konnten nur von edlen Herzen nachgefühlt werden! — Die Verderbtheit des Gemüthes witterte da allein einen haut gout und rümpfte die Naſe — und das Phariſäerthum bekreuzte ſich. Seitdem — in ihrem „Aus der Aſche" und „Schatten" zeigt ſich dieſer Individualismus nur ſporadiſch und obgleich er noch immer dieſelbe erſchütternde Wirkung ausübt, fehlt ihm jedoch das Zündende, welches in den „Liedern" bis zum helllodernden Brand angefacht wurde.

Dafür haben ihre ſpäteren Werke an Correctheit und Eleganz der Form um ein Bedeutendes gewonnen und iſt das deutſche Leſepublicum ſtets in fieberhafter Erwartung einer neuen Dichtung der Vielgefeierten.

Ada Chriſten, eine Autodidactin im verwegenſten Sinne des Wortes, nimmt ihre ganze Inſpiration in der Gefühlswelt und bringt das von keinem Erlernten angeblaßelte Empfundene zu einer ſo farbenglühenden, prachtſtrotzenden Geltung, daß es einem jener Naturwunder der Tropen ähnelt, deren Beſchreibung uns mit einer ſchauervollen Wonne durchrieſelt. — Niemand weiß beſſer als ſie die Töne des Schmerzes, nicht des ſanft und ergeben leidenden, ſondern die des rebelliſchen Schmerzes

anzuſchlagen und wiederum weiß Niemand herzzerreißender wie ſie jene dumpfe Herzensapathie zu ſchildern, in der der Menſch mit herber Wolluſt ſein Verderben nahen ſieht!

Sie iſt eine große Dichterin, ſo lange ſie im Schattenreiche des Menſchenherzens verweilt!

Anders iſt es, wenn ſie in den Lichtkreis tritt; wie geblendet ſind dann ihre Augen, wie gelähmt der Flügelſchlag ihrer Muſe, ſie ſtrauchelt und greift nach dem erſten beſten Sophismus, um feſten Fuß zu faſſen. Dann ſind ihre Gedanken nicht mehr ſchmerzvoll, ſondern bitter, der Scepticismus durchwühlt ihre Seele und das Nichts iſt ihr Ideal!

Dann erſt erkennt man, was dieſe Frau gelitten hat, vielleicht ſogar leiden m u ß t e, um die Dichterin zu werden, die ſie iſt!

Ada Chriſten iſt ein Seelenproblem, an deſſen Löſung ſich künftige Pſychologen — wenn dieſe Wiſſenſchaft einſt eine Wiſſenſchaft werden wird — kaum wagen werden! Eine flüchtige Skizze iſt nicht der Ort, an dem man verſuchen könnte, die Räthſel der hehren, unerforſchlichen Natur zu errathen.

So wie ſie iſt, hat ſie ſich einen Platz in der deutſchen Literatur erworben, einen Ehrenſitz am deutſchen Parnaß errungen, von dem ſie kein Kritiker mehr verdrängen wird.

Frau Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almáſy.

Wer unterfängt ſich, mit dem blendenden Helios zu rechten — ihn zu fragen, warum er ſeine feurigen Strahlen zu gleicher Zeit auf die prangende Centifolie im Luſtgarten des Grafenſchloſſes und auf die bleiche Blume des Friedhofes ſendet?

Auch auf die Stirne der gräflichen Dame hat die Muſe ihren Kuß gedrückt und hat ihr in's Ohr geliſpelt: „Mein holder Tand ſei Dein Ideal!" — Und viele Jahre vergingen — die göttlichen Worte ſchlummerten im Herzen der Jungfrau. Man ahnte nichts — ja ſie ſelbſt war ſich deſſen nicht bewußt, daß ſie eine Gottgeweihte ſei. Und man thürmte Wiſſen und Künſte aller Art in ihrem Geiſte auf — und man ſagte ihr, daß die Logik die Quinteſſenz alles Denkens ſei und der Schatz des Wiſſens der einzige Schatz hienieden.

Sie glaubte es — ſammelte Schätze und ward vielwiſſend — viel — logiſch denkend. — Der Kuß der Muſe aber ſchlummerte in ihrem Herzen — und ſie ahnte es immer noch nicht! — Doch Apollo zürnte ob der Zurückſetzung ſeiner Lieblingstochter und ſandte einen jener zündenden Strahlen, welchen kein Sterblicher zu widerſtehen vermag. Da wurde die Prophezeiung zur Wahrheit — die Worte der Göttlichen erfüllten ſich — eine Dichterin war erſtanden.

Aber ſeltſam tönten die Worte, die der Genius ihrem Herzen entriß! Man könnte ſie mit jenen Reiſenden aus fernen, fernen Landen vergleichen, die lange Jahre auf

dem Wege geweſen waren, und die ſich hier und da ein neues Kleidungsſtück kaufen mußten. Freilich erkennt man immer noch das Originalcoſtum ihrer Heimat — aber, du lieber Himmel — wie iſt es durch die modernen Fetzen verunſtaltet?

Die reinen, hohen, wahrhaft ſchönen Töne ihrer Leier müſſen ſich durch die Wulſt ihres Erlernten durcharbeiten und nehmen da Modulationen an, die uns ſtutzig machen, — als wenn eine Aeolsharfe von einem Wagner'ſchen Wagelaweia durchzittert würde! Bei jeder Seite fragen wir uns: iſt das eine Profeſſorin, die dociren will, oder eine Dichterin, die ſingt?

Nein — nicht bei jeder Seite! Manchmal ſcheint ein fremder, erkältender Einfluß von ihr abzulaſſen, ihr wird die Gnade, das zu vergeſſen, was ſie weiß . . . und dann perlen die Lieder aus ihrer Seele, ſo anmuthsvoll, lieblich und mild, daß ſie alle Herzen erwärmen — im Sturme alle Sympathien erobern! —

Aber: „der Fluch, den man das Denken nennt," wie Byron ſagt, laſtet auf ihr und gönnt ihrem Genius nur wenige Augenblicke des freien Flügelſchlages. — Kaum iſt der letzte Mollaccord ihrer Leier verklungen — und ſie ergreift die Feder und ſchreibt ein Gedicht, das ſich wie ein Leitartikel der „N. Fr. Preſſe" lieſt, in welchem ſelbſt die ſtereotype Phraſe von dem „ſchlauen Corſen" nicht fehlt!

Was zu dieſem Zwieſpalt ſagen? — Sie, die den Zwieſpalt, den Weg zum Licht zu nennen ſich erkühnte, wird ihrem dichteriſchen Genius einſt Rechenſchaft ablegen müſſen, daß ſie ihm nicht allein geglaubt — daß

thörichte Menſchenweisheit das heilige Feuer in ihrem Herzen oft dem Verlöſchen nahe gebracht hat!

Frau Gräfin Wickenburg-Almáſy könnte eine der bedeutendſten Dichterinnen Deutſchlands ſein. Sie beſitzt das tiefe, innige, ja naive Gefühl, das der Poet vor Allem ſein eigen nennen muß, und außerdem beherrſcht ſie die Form mit einer wahren Virtuoſität. Aber man hat ihr gelehrt, daß die philoſophiſche Speculation das Weib bis zum Manne erhebt — man hat ihr geſagt, daß der Gedanke geſchlechtslos ſei, — Gott weiß, mit welchen Häreſien man ihr dichteriſches Gemüth umgarnt hat! — Sie hat Alles geglaubt — Alles — und ſie fühlt nicht, daß ihre Muſe harmvoll das Haupt abwendet, wenn die Dichterin, des falſchen Gottes voll — mit kundiger Hand . . . Gedichte ſchreibt!

Wir wagen es zu errathen — wir leſen es zwiſchen den Zeilen ihrer Bücher, daß manchmal eine unendliche Sehnſucht — ein herbes Heimweh die gräfliche Dichterin quält!

Das iſt Dein Wegweiſer, o Poet! — Strenge Deines Geiſtes Auge an, um die Schriftzüge zu entziffern — und folge ihnen! Der weiſt nicht nach der verſengten Haide des Rationalismus — nicht nach der öden Steppe der Vernunftregionen, — der weiſt nach . . .

O, Sie wiſſen es gar wohl, Frau Gräfin, wohin jener Wegweiſer ſeinen ſtummen und doch ſo beredeten Finger ſtreckt!

* * *

Wir haben gezögert, mit einer offenen Anklage gegen die Gräfin Wickenburg-Almáſy hervorzutreten; aber es

gilt, für einen Todten Partei zu ergreifen — einen großen todten Dichter, welcher der Freund des Schreibers dieſer Zeilen war! Und da käme längeres Schweigen faſt einer Mitſchuld gleich!

Die Gräfin, eine der formgewandteſten und gewiſſenhafteſten Ueberſetzerinnen, die wir in Deutſchland haben, hat Alfred de Muſſet's berühmtes „espoir en Dieu“ mit einer unnachahmlichen Meiſterſchaft überſetzt. — Aber ſie hat nur den Theil überſetzt, wo die tiefen Wunden im Herzen des Poeten ſich zu einem grellen Schmerzensſchrei geſtalten und er vor den Schöpfer der Welten faſt als Ankläger tritt! — Den anderen Theil der Dichtung, wo der wahre Poet den Freigeiſt beſiegt, wo die Demuth von Neuem in ſein Herz einzieht und er wieder dankend und hoffend das Haupt erhebt — den hat die Frau Gräfin weggelaſſen, weil er nicht in den Rahmen jenes Zwieſpalts paßte, der das ganze Buch durchweht und ſich dadurch gerechtfertigt geglaubt, daß ſie dem Titel der Ueberſetzung die Worte beifügte: aus Muſſet's: „l'Espoir en Dieu!“

Nein, Frau Gräfin — das rechtfertigt Sie nicht! Sie haben kein Recht, den Gedanken des großen Dichters zu verſtümmeln und ihn Ihrem Buche anzupaſſen! — In der Journalpolemik werden ſolche Kunſtkniffe oft gemacht — doch was der „N. Fr. Preſſe“ ziemt, iſt einer ſo edlen Frau, einer ſo bedeutenden Dichterin, wie es die Gräfin Almáſy iſt, nicht würdig!

Wir ſind überzeugt, daß dieſe wenigen Worte genügen werden, um in der nächſten Auflage des Buches das herrliche Poem ganz zu überſetzen oder ganz wegzulaſſen!

Fräulein Lodoiska von Blum (E. von Waldow.)

Kein Zwieſpalt beherrſcht den ſtarken Geiſt dieſer Schriftſtellerin; ein bitterer, oft rauher Sceptizismus hat ſeinen Thron darin aufgeſchlagen, und zeigt ihr das Leben und die Menſchen nur in dem aſchgrauen Dämmerlichte einer herben Weltverachtung.

Sie hat der Roſe Farbenpracht vergeſſen — ſie weiß nichts mehr von des Veilchens Duft, und die Nachtigall ſingt umſonſt für ſie! — Klang, Duft und Farbe ſind eitler Tand — ſinnloſe Worte für die Journaliſtin. Mit feſtem Tritte hat ſie den Boden des Realismus betreten, und hat darin Wurzel gefaßt.

Eine ſtarke, energiſch ausgeprägte Individualität — eine talentvolle, fleißige Schriftſtellerin.

Vielleicht würde der Pathologe, der dieſen faſt männlichen Geiſt analyſirt, im Grunde nicht täuſchende Atome von weiblichem Ringen und Kämpfen, von Schmerzen und Freuden finden, wie nur ein Mädchen ſolche empfunden haben kann — doch was thut's? Die Krankheit, welche man Poeſie des Herzens nennt, iſt bei ihr glücklich überſtanden und dafür eine blühende und üppige Geſundheit des Geiſtes eingetreten. Sie hat reſolut die Fahne der Frauenſelbſtändigkeit aufgepflanzt und kämpft — wir müſſen es geſtehen, mit Muth, Ausdauer und Talent für das, was ſie den Beruf des Weibes nennt.

Wir können ein ſolches Ringen — beſonders wenn es mit ſolcher Ueberzeugung geführt wird, wie von dieſer Schriftſtellerin nicht ohne Traurigkeit betrachten!

— Was haben ihr und ihresgleichen unſere Kinder zu Leide gethan, daß ſie ihnen das höchſte Gut auf Erden, die zweckloſe, die einzig wahre Liebe rauben will? Ihre Nützlichkeitstheorie will die Frau zum Aſſocié des Mannes machen — und begreift nicht, daß es dann noch viel nützlicher wäre — gar nicht zu heiraten und einen männlichen Aſſocié zu nehmen, dem die phyſiſche Kraft für die Kämpfe des Lebens nicht abgeht.

Der Mann — das ſcheint Fräulein von Blum zu ignoriren — kann nur lieben — wahrhaft lieben, wenn er ſchützen kann, und der Ausſpruch Heine's, daß das wirklich geliebte Weib dem Manne nur bis zum Herzen reicht, iſt in jener Religion der Liebe ein unantaſtbares Dogma!

Stets müſſen wir bei den modernen Emanicipationsbeſtrebungen der Frauen jenes launigen Ausſpruches des trefflichen ſpaniſchen Journaliſten, Don José de Lara, gedenken: die Frauenemancipation iſt die Emancipation des Mannes von der Herrſchaft der Frauen!

Für die Frauen, wie ſie Fräulein von Blum erträumt, wird kein Mann einen unklugen Streich machen — wird Keiner ſein Herz opfern, ſein Leben hingeben! Unſere Herzen würden erkalten; der einzig göttliche Trieb in der Menſchenbruſt wäre erloſchen und an ſeine Stelle würde einzig und allein . . . nein, wir wollen das Wort nicht niederſchreiben, welches dann an die Stelle der Liebe träte, und vor dem Fräulein von Blum ſelbſt zurückſchrecken würde.

Fräulein von Blum kann in ihren Beſtrebungen zu Gunſten der Frauen, die Frau, welche ſtets etwas vom Kinde an ſich behält, nicht verleugnen. Sie ſpielt mit dem Feuer,

ohne zu ahnen, daß daraus ein Brand entſtehen könne, der die Welt verheert.

Als Schriftſtellerin gehört ſie zu unſeren tüchtigſten Romanſchreiberinnen, obgleich ihre ganze Weltanſchauung ſich auf jeder Seite abſpiegelt. Wenn die Menſchen ſo wären, wie ſie dieſelben zeichnet, ſo begreifen wir nicht, warum das Feuer, welches Sodom zerſtörte, ſo lange auf ſich warten läßt, und noch weniger begreifen wir es, daß, wenn die Frauen denen ähneln, die ſie beſchreibt, ſie noch dazu ſolch' verderbtes, lüſternes Geſindel emanicipiren wolle.

Nein, mein gnädiges Fräulein — die Menſchen . . und beſonders die Frauen ſind in der Wirklichkeit viel beſſere, reinere, edlere Weſen, wie die Ihrer Romane, und die Männerwelt wird ihnen ſtets all' ihre Fehler und Schwächen verzeihen, ſo lange ſie derſelben noch ein Herz voll Liebe entgegen zu bringen vermögen! — Wenn aber die Emanicipation erſt ſo weit gediehen ſein wird, daß die Liebe auch in den Frauenherzen verliſcht, — dann wird der Mann zum rückſichtsloſen kalten Henker werden, der das Weib, das ihn gefoltert, mit grauſamer Hand zu Boden wirft und zur willenloſen Sclavin macht.

Dahin ſteuern Sie unbewußt, indem Sie das Weib emanicipiren wollen. In ſeiner Schwäche, liegt ſeine einzige Stärke — wenn die Frau ſtark wird, hört der Mann auf, ſchwach zu ſein . . . und er wird ſie erſt mit vollem Bewußtſein tyranniſiren.

Ihre Beſtrebungen — aus ſo edlen Motiven dieſelben immerhin entſpringen mögen — ſind ein Unheil für Ihr ganzes Geſchlecht!!!

Fräulein von Blum iſt eine äußerſt begabte, faſt geniale und muthvolle Schriftſtellerin, die ſich auf einem Irrwege befindet. Sie wird es einſt einſehen, und dann erſt wird ſie — und das Leſepublicum den richtigen Genuß finden, den ihr ſchönes Talent zu bieten vermag.

— — — — — — — — — — — —

Die Verbindung des Journalismus mit der Börse hat in allen Ländern, wo sie sich eingebürgert, den ersten Samen der Corruption ausgestreut. Doch nirgends ist dieser Unheilsamen auf einen empfänglicheren Boden gefallen, als in Oesterreich.

Daß die Börse die Verführerin gewesen, welche die Presse zum Fall gebracht, braucht nicht erwähnt zu werden — wohl aber, daß es ihr gar keine Mühe gekostet hat, um ihr Unternehmen zum Gedeihen zu bringen.

Das weit geöffnete Portemonnaie war der Spiegel, an welchem sich die Lerchen fingen; — die Wiener Journalistik war bis in's Mark corrumpirt, ehe sie es wußte! Ja mehr noch; — sie ging über das Stadium des Selbstbewußtseins sogar hinweg, sie inficirte sich mit dem blinkenden Gifte und gelangte dahin, wo sie die Schminke, welche sie sich selbst auflegte, als Gesundheit pries, wo sie das strebsame, thatenreiche, dem Ideale zustrebende Schriftstellerthum schmähte und verketzerte . . . weil es nicht hektisch war wie sie.

Die Geschichte der österreichischen Presse der letzten Jahre ist eine . . . Krankheitsgeschichte, die einst von „Specialisten" geschrieben werden wird.

Und jetzt, wo der Patient fast in den letzten Zügen liegt, wo in einer Stadt wie Wien — einer Weltstadt im wahren Sinn des Wortes — nur z w e i — sage zwei Tagesblätter aus sich selbst, d. h. von ihren Abonnenten

und ihren Inseraten ohne Deficit und fremdem Zuschuß bestehen (das alte „Fremdenblatt" und das „N. Wr. Tagblatt") heute fängt das Publicum an, zu begreifen, auf welche Weise man mit ihm gespielt, und ungerecht, wie jedes Publicum, verhöhnt es die, welche es einst gefürchtet, schmäht die, denen es einst zugejubelt und verfolgt die Männer der Feder mit einer Verachtung, von der die gute Hälfte ihm — dem Publicum — selbst gehört.

Der characteristische Zug unserer Zeit ist nun einmal ein materialistischer und Männer, welche sich selbst die Mission ertheilt haben, das Denken, Fühlen und Handeln der Menge zu leiten, hätten so viel philosophisches Wissen besitzen müssen, um die absorbirende Gewalt der Materie zu begreifen! — In anderen Worten: Die Presse hätte der Hemmschuh sein müssen für das genußsüchtige Geschlecht dieser Zeit; — und statt dessen diente sie ihm als Vorspann auf der steilabschüssigen Bahn, welche zum gesellschaftlichen Cataclysmus führt und in Folge dessen in vielleicht nicht zu langer Zeit zur starrsten Reaction.

Den Eingeweihten im Wiener Journalismus erzählen wir nichts Neues, daß es der sogenannte volkswirthschaftliche Theil der Blätter ist, welcher die Verschuldung der ganzen Corruption trägt. Ihm allein gebührt die ganze Verantwortlichkeit der österreichischen Preßzustände — er beeinflußte die Herausgeber, indem er sie zu reichen Leuten machte; er war es, welcher die Blätter den Banken in die Hände schacherte, der auf krummem Wege bestimmend auf die Politik einwirkte, — der volkswirthschaftliche Theil der Blätter war es, der sich kaufen und verkaufen ließ,

der beſtochen wurde und wieder beſtach; — der den Mann der Feder, des Denkens, der Wiſſenſchaften in das Eldorado der „Betheiligungen“ führte, an deſſen Eingangsthor die Worte paßten:

„Lasciate ogni coscienza, voi ch'entrate“

und der ihn nicht wieder von ſich ließ, ehe das Ideal in ſeinem Herzen zertrümmert, ehe der Schwung ſeines Geiſtes gelähmt war.

„Was heißt das, das Volk zur Wahrheit, zur Freiheit, zum Lichte leiten?“ lautete die Parole — „führt es dahin, wo es Geld verdient und laßt es ſich aufklären, wie es will! —“ Und weiter hieß es: „Geld iſt Aufklärung — Geld iſt Unabhängigkeit — Geld iſt Alles! Man wird Euch mehr Dank wiſſen, wenn Ihr es verſucht, die Geheimniſſe der Hauſſe zu ergründen, als wenn Ihr über die Eleuſiſchen nachgrübelt! — Wird die preußiſche, franzöſiſche, engliſche Politik die Börſe animiren, ſo iſt die Politik gut und Bismarck, Napoleon, Gladſtone ſind große Männer — wo nicht, ſind es Schufte!

„Ob die X-Bahn der Provinz, welche ſie durchläuft, Schaden oder Nutzen bringt, ob ſie ſolide oder nicht gebaut iſt, ob der Leiter ein Genie oder ein Hochſtapler iſt — frägt man? . . . Wie hoch iſt das Blatt betheiligt worden — wie viel Emiſſionsactien al pari hat der volkswirthſchaftliche Redacteur bekommen?“ Davon hing die Antwort ab . . . und wenige Augenblicke nachher ſah man einen *wirklichen* Journaliſten voll Talent, Wiſſen — oft ſogar voll Ehrlichkeit und Unbeſtechlichkeit einen — manchmal vielleicht einen politiſchen Leitartikel ſchreiben, der von der Beantwortung jener Fragen inſpirirt war;

Und das Publicum glaubte daran — und ging hin und kaufte und verkaufte unter dem Einfluße des Geleſenen . . . und würde heute noch dasſelbe thun, wenn der Krach nicht den Bann gebrochen, den Glauben nicht untergraben hätte!

Die Zeit wird, muß kommen, wo dieſe volkswirthſchaftlichen Redacteure den letzten Platz in den Redactionen, gleich nach den Gerichtsreportern einnehmen werden ... und von dieſem Augenblick an wird die Reorganiſation der Wiener Preſſe datiren. Wenn dieſe Herren, von denen einige (Andere behaupten: die Meiſten) der deutſchen Sprache ewige Fehde geſchworen haben, erſt machtlos in den Redactionen geworden ſind, wird die Wiener Preſſe wieder eine Macht werden und wird in ſich ſelbſt die Kraft finden, ſich der Opfer würdig zu zeigen, die zwei Generationen für ſie gebracht haben, damit ſie *frei* werde. —

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß wir in vorliegenden Zeilen nicht von den Schriftſtellern geſprochen haben, die ſich mit dem Studium der Nationalöconomie beſchäftigen, noch von denen, welche eine wiſſenſchaftliche Bildung genoſſen und die Börſe in den Kreis ihres Studiums gezogen haben und darüber — *durch Umſtände bewogen* — ſchreiben. Wir ſprechen nur von denen, die man mit vulgärem Ausdruck: „Börſenjuden" nennt — obgleich ein großer Theil von ihnen Chriſten ſind und die „zur höheren Fructificirung" unter die Journaliſten gegangen ſind. *Die* ſind es, welche die Wiener Preſſe erwürgt haben — die Mörder eines Standes, welcher der

erſte — der geachtetſte in einem Staate ſein müßte und der heute das iſt — was man weiß.

Dieſe Worte glaubten wir vorausſchicken zu müſſen, ehe wir die vier bekannteſten volkswirthſchaftlichen Redacteure hieſiger Blätter zu ſkizziren verſuchen.

— — — — — — — — — — — —

Herr Joſef Neuwirth.

Herr J. Neuwirth hat es am weiteſten gebracht — und verdient es auch, da er ſich durch eigene Kraft, durch rege Thätigkeit und durch ununterbrochenes Studium zu einem Nationalöconomen von Bedeutung emporgeſchwungen hat, deſſen Carrière, wie man behauptet, durch ſeine Wahl in den Reichsrath noch lange nicht abgeſchloſſen iſt. — Herr Neuwirth iſt außerdem ein wirklicher Schriftſteller und ſein neueſtes Buch hat in finanziellen Kreiſen ein Aufſehen erregt, welches für den Verfaſſer ein entſchieden günſtiges genannt werden muß. — Er vertritt im Reichsrathe in erſter Linie die Brünner Handelskammer und in zweiter die Nationalbank. Andere behaupten, daß die Reihenfolge umgekehrt ſei. Doch ſei dem, wie ihm wolle, ſeine Gegenwart iſt bedeutend genug, um allen Vorausſetzungen für ſeine Zukunft eine gewiſſe Baſis der Wahrſcheinlichkeit zu geben. Man will binnen Kurzem in ihm einen Sectionschef im Finanzminiſterium — vielleicht ſogar einen Generalſecretär ſehen!

Wenn wir nur dieſem Herrn, ſo achtungswerth auch ſeine Gegenwart immer ſein mag, die Erinnerung an die Vergangenheit erſparen könnten!

Er war bis zum Tode Dr. Friedländer's der volkswirthſchaftliche Redacteur der „N. Fr. Preſſe" — — und wir brauchten eigentlich kein Wort hinzuzufügen, — der Leſer würde Alles begreifen. Wie auf allen Gebieten, die ſie berührt, war dieſes Blatt auch im finanziellen Theil ein Unheil für Oeſterreich. Dieſe Vergifterin der öffentlichen

Meinung hat dem Lande einen tiefergehenden Schaden zugefügt, als Gyulai's und Benedek's verlorene Schlachten — ja als die Mai-Cataſtrophe des jüngſtvergangenen Jahres.

Aus welchen Gründen iſt gleichgiltig; aber Herr Neuwirth *wollte* nicht mit und für Herrn Etienne, dem die unleugbare und beſtechende Genialität Dr. Friedländer's ſo gänzlich abgeht, weiter arbeiten und er zog ſich zurück. — An dem Tage hatte er die glücklichſte Inſpiration ſeines ganzen Lebens.

Daß ihn ſeitdem dieſes Blatt in einer Art verfolgt und ſchmäht, wie man es ſelten ſelbſt in Wien erlebt hat, nimmt Niemanden Wunder und doch hat der letzte Angriff auf den neuen Reichsrath in Form einer Perſifflage des neuen Bundesgenoſſen, Herrn Daniel Spitzer, ſelbſt die empört, die aus alter Gewohnheit noch — wenn auch ganz ſchüchtern, ihre Vertheidigung übernahmen.

Herrn Neuwirth gehört die Zukunft — möge er ſie ſo verwenden, daß man ihrethalben die Vergangenheit vergeſſe.

Herr Dr. Hernfeld.

Der Zufall — eine plötzlich eingetretene Vacanz machten dieſen Herrn zum volkswirthſchaftlichen Redacteur der alten „Preſſe“. Er beſitzt, was den meiſten, faſt allen ſeinen Collegen aus dieſer Branche der Tagesliteratur faſt gänzlich abgeht: eine gründliche, feſte, wiſſenſchaftliche Bildung, die, wenn auch auf einem anderen Felde wie dem national-öconomiſchen erlangt, doch die Baſis ſeines ganzen Schriftſtellerthums geworden iſt. Herr Hernfeld iſt Dr. der Medicin und ſah in der ganzen Börſenwirthſchaft nur Fiebererſcheinungen, denen er als Allopath durch fortgeſetzte kalte Umſchläge entgegentrat. Nach der Maicriſis war ſeine Ruhe, die Schärfe ſeiner Diagnoſe und die Kaltblütigkeit, mit welcher er in ſeinem Blatte die Behandlung des Schwerverletzten leitete, geradezu bewunderungswerth. — Als tüchtiger Practiker hat er an Geneſung nie geglaubt und die ganze Aufgabe, die er ſich geſtellt, war die, lindernden Balſam auf die Wunden zu legen und die Betheiligten zu beruhigen, ohne ſie durch irgend eine poſitive Hoffnung zu täuſchen.

Das war das einzig richtige, das einzig ehrliche, das einzige der Journaliſtik würdige Verfahren.

Außerdem haben die Artikel des Herrn Dr. Hernfeld den Vorzug, daß ſie ſehr gut ſtyliſirt ſind, und daß — wenn er auch dem Einfluſſe des Bankvereines, dem das Blatt gehört, ſich nicht ganz entziehen kann — man dieſen Einfluß doch nicht bei jeder Zeile herausfühlt!

Herr Dr. Hernfeld iſt wie die tugendhaften Frauen und die glücklichen Völker, — man ſpricht nicht viel von ihm!

Wir gratuliren ihm ob dieſer Quaſiverſchollenheit. Sie iſt das beſte Zeugniß, daß es in der Wiener Journaliſtik noch einen volkswirthſchaftlichen Schriftſteller gibt, der ſeine Miſſion anders auffaſſt . . . wie Andere!

Herr Marcus Hein.

Der Großkophta des Empirismus! Wenn Dr. Hernfeld dem Kranken kalte Waſſerumſchläge verordnet, läßt ihn Herr Hein in die Sonne tragen. Die Incarnation des Widerſpruches, dem nur ein Kummer an der Seele nagt: daß auch er zugeben muß, daß 2 mal 2 = 4 iſt, wie alle Welt behauptet. — Er würde ſelbſt die beißendſte Kritik ſeines Ich's liefern, wenn Jemand die Behauptung aufſtellte, daß Marcus Hein ein finanzielles Genie ſei.

Aber das thut Niemand; — und deshalb glaubt e r es. Ohne Schwerpunkt in ſeinem Gedankengange iſt er Peſſimiſt und Optimiſt in einem Athemzuge, Skeptiker und Idealiſt im Handumdrehen, aber ſtets von ſeiner Unfehlbarkeit ſo felſenfeſt überzeugt, daß er alle Schranken durchbricht, welche andere Ueberzeugungen gegen die ſeine erheben. Und da er außerdem ein Paar Lungen beſitzt, welche dem wüthendſten Orcane ſpotten können, ſo ſchreit er ſich ganz einfach jeden Gegner vom Halſe.

Herr Hein hat trotz alledem eine außergewöhnliche Praxis des Wiener Geldmarktes, und wenn er ſich manchmal die Mühe gibt, ruhig zu denken, d. h. ſeine eigenen Gedanken nicht zu überſchreien, ſo liefert er in dem Blatte unter ſeiner Leitung — der „Tagespreſſe" — und in ſeinen auswärtigen Correſpondenzen ganz ausgezeichnete Apperçus, die ihm einen Ruf erworben haben, der ſich von Tag zu Tag vergrößern könnte, wenn es ihm gelingen würde, den Widerſpruchsgeiſt in ſich zu bändigen.

Er iſt — obgleich er nur ſporadiſch die Börſe be-

ſucht — eine der populärſten Figuren derſelben. Sein Witz iſt talmudiſch ſcharf pointirt und von einer oft cyniſchen Rückſichtsloſigkeit. Dabei iſt er äußerſt fleißig — gefällig, wo es nur immer ſein kann und — in den Grenzen eines ſelbſtſtändigen Empirismus — auf allen Feldern des Denkens bewandert. — Das Blatt unter ſeiner Leitung will vor allen Dingen gut öſterreichiſch ſein und iſt es auch, und in Folge deſſen glaubt Herr Hein einen Preußenhaß an den Tag legen zu müſſen, welcher dermaßen outrirt iſt, daß er ſein eigenes Ziel verfehlt.

Es kann nicht abgeleugnet werden, daß dieſer Herr eine äußerſt genial angelegte Individualität iſt, daß er in ſich das Zeug hat, einer der energiſcheſten und tüchtigſten Chefredacteure — ſogar ein bedeutender Journaliſt zu ſein, — er hätte, wenn Wien ohne Börſe geweſen, in kurzer Zeit durch die Schärfe ſeines Geiſtes, und ſeinen Fleiß und ſeine unermüdliche Arbeitskraft eine brillante ehrenhafte Carrière gemacht; aber die Sirene am Schottenring mit ihrem ſinnbethörenden Refrain: „Ich geb' — ich nehm'" hält ſeinen Geiſt umfangen!

Am Tage, wo die Verführerin von ihm abläßt und er ſich ſelbſt und ſeinen Fähigkeiten überlaſſen bleibt, wird man ſehen, daß Herr Marcus Hein zu den bedeutendſten Journaliſten Wiens, ſowohl in der Politik als in der Volkswirthſchaft gezählt werden muß.

Herr Adolf Naſſau.

Man nehme Herrn Hein ſeine unleugbare Genialität und man findet Herrn Naſſau. Ein Empiriker ohne genialen Schwung iſt aber ein Charlatan. — Und deshalb iſt Herr Naſſau ſo ganz an ſeinem Platze als Leiter des volkswirthſchaftlichen Theiles eines Blattes, deſſen Redaction Herr Etienne leitet.

Sein Gebahren während der Kriſis war geradezu, vom nationalöconomiſchen Standpunct aus betrachtet, kindiſch. Dieſes ewige Ableugnen, Vertuſcheln, Uebertünchen — dieſes elendigliche Schimpfen gegen die, welche ſchlicht und einfach die Wahrheit ſagten, hätte die Lachluſt erregt, wenn die Situation nicht ſo bitter ernſt geweſen wäre.

Doch wir wollen auch gegen Herrn Naſſau gerecht ſein. Die finanziellen Schwierigkeiten, mit denen die „Neue Freie Preſſe“ ſeit beinahe zehn Monaten kämpft, — das coloſſale von Tag zu Tag ſich erweiternde Deficit mögen ſein Urtheil getrübt und ihn zu Meinungsäußerungen über die Kriſis verleitet haben, welche er in ruhigern Tagen vielleicht ſelbſt belächelt hätte.

Herr Naſſau kann zu keiner Categorie der Wiener Journaliſten gezählt werden. Er hat wenig Talent, wenig Wiſſen, wenig Erfahrung und nicht den geringſten Scharfblick.

Aber wenn auch er nichts für den Journalismus gethan, ſo hat doch dieſer mehr für ihn gethan, als für

den talentvollſten, begeiſtertſten Schriftſteller, der je die Feder für das freie Wort ergriffen hat!

Das war das Ziel, das er ſich geſtellt und erreicht hat, — das Andere, ſeine Mitſchuld an dem Zugrundegehen des Wiener Journalismus — ſind Nebenſachen für ihn, an die er nie gedacht hat — nie denken wird.

Herr Wilhelm Wiener, Präſident der „Concordia“.

Bereits ſchon: Wilhelm Wiener, Ritter von ſo und ſo, gehört zu den Journaliſten und iſt Herausgeber des Neuen Fremdenblattes. Wir fordern hiermit Jedermann heraus, viel mehr von dieſer Perſönlichkeit zu ſagen, als wir gethan, — wir meinen über ſeine große journaliſtiſche Befähigung und die außergewöhnlichen Leiſtungen auf dem Felde der Publicität, die ihn zum Präſidenten des hieſigen Schriftſteller- und Journaliſtenvereines gemacht haben.

Gleich dem verſchleierten Bilde von Sais hat Niemand dieſe ſtupenden Leiſtungen je geſehen; mehr noch: Niemand hat je von ihnen gehört, — denn einige recht hübſche feuilletoniſtiſche Ball- und Rennchroniken zählen doch wahrlich nicht mit.

Der Herr Präſident des „Wiener Federvieh's“ hat einen ſelten ſchönen Bart und ein nobles Air, welches vortheilhaft von der ſemitiſchen Nonchalance ſeiner Berufsgenoſſen abſticht. Wenn das der Grund iſt, daß man ihn zum Präſidenten der „Concordia“ ernannt hat, ſo geben wir dieſer Ernennung unſere vollſtändige Zuſtimmung, verlangen jedoch, daß bei der nächſten Generalverſammlung ein Ueberwachungsausſchuß ernannt werde, der darauf zu achten hat, daß dieſer Bart — der Stolz der Wiener Schriftſteller und Journaliſten — auch ſorgfältig gepflegt werde.

Weiter haben wir von dem Herrn Präſidenten der „Concordia“ nichts zu berichten; da Reminiscenzen an das Schützenfeſt und an den Herzog von Grammont nicht hierher gehören.

Inhalt:

	Seite
Herr Eduard Mautner	1
Herr J. J. Kraßnigg	4
Herr Joſef Weilen, Profeſſor	6
Herr Carl Haffner	8
Herr Ernſt Heinrich Kilian	10
Herr Regierungsrath Dr. S. H. von Moſenthal	13
Herr Daniel Spitzer	16
Herr Sigmund Schleſinger	18
Herr Michael Etienne	20
Herr Dr. Seligmann Heller	22
Herr Dr. Leopold Kompert	25
Herr Ludwig Speidel	27
Herr Moritz Szeps	30
Herr O. F. Berg	33
Herr Arnold Hilberg	35
Herr Auguſt Zang	37
Herr Joſef Oppenheim	41
Herr Moritz Gans von Ludaſſy	43
Herr Dr. Auguſt Silberſtein	45
Herr Friedrich Schlögl	47
Herr Dr. Marcell Frydmann	51
Herr H. Wittmann	54
Herr Julius Guttmann	56
Herr Ferdinand Kürnberger	58
Herr Dr. Carl von Thaler	62
Herr Conſiſtorialrath Albert Wieſinger	65
Herr Anton Langer	69
Herr Dr. Hermann Voget	73
Herr Profeſſor Joſef Bayer	76
Herr N. Bechhöfer	79

Seite

Herr Eduard Kulke 82
Herr Eduard Hügel 85
Herr Michael Klapp 87
Herr K. Z. Lecher 90
Herr Max Waldſtein 93
Herr Dr. Alois Boczek 97
Herr C. Ritter von Vincenti 99
Herr F. A. Baciocco 103
Herr Heinrich Pollak 105
Herr Joſef Schöffel 108
Herr Heinrich Reſchauer 111
Herr Samuel Wallerſtein 113
Frau Ada Chriſten 117
Frau Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almáſy 120
Fräulein Lodoiska von Blum (E. v. Waldow) 124
Herr J. Neuwirth 134
Herr Dr. Hernfeld 136
Herr Marcus Hein 138
Herr Adolf Naſſau 140
Herr Wilhelm Wiener, Präſident der „Concordia“ 142

UB WIEN
+AM45393504

books2ebooks.eu

www.books2ebooks.eu

eBooks from your library by

eBooks on Demand

digitised by

UNIVERSITÄTS BIBLIOTHEK